



Zur Geschichte des Globus-Hauses

MICHAEL GRABER

Das Globus-Haus am Höchstädtplatz im Wiener 20. Bezirk war von 1956 bis 1992 das Haus der KPÖ, in dem das Zentralkomitee der Partei, die Redaktion der *Volksstimme*, andere Leitungsgremien und Organisationen und vor allem die Globus-Druckerei ihren Sitz hatten. Das Haus – konkret das siebenstöckige Verwaltungsgebäude und der so genannte Meldemanntrakt (entlang der Meldemannstraße) – wurde 2018 aus historischen, künstlerischen und kulturpolitischen Gründen unter Denkmalschutz gestellt. Mit ausschlaggebend dafür war die Tatsache, dass der Gebäudekomplex mit dem Namen Margarete Schütte-Lihotzky verbunden ist, die an der Planung des Hauses wesentlich beteiligt war, und das Globus-Haus damit eines der wenigen größeren Bauten der erst so spät geehrten Architektin in Wien darstellt. Auf dem Gelände der mittlerweile abgerissenen Druckereihalle planen die derzeitigen Eigentümer eine gemischte Bebauung mit Gewerbeflächen, Studierendenwohnungen und Freiflächen.

Die 1945 von der KPÖ gegründete *Globus Zeitungs-, Druck- und Verlagsanstalt* nutzte die Steyermühl-Druckerei und das Pressehaus am Fleischmarkt sowie eine zweite Druckerei in der Gumpendorfer Straße, die der KPÖ von der Provisorischen Regierung nach der Befreiung zugewiesen wurden, nachdem die Partei auf keinerlei Eigentum aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurückgreifen konnte.¹ Als absehbar wurde, dass der zehnjährige Pachtvertrag auslaufen würde, fasste die Parteileitung 1953 den Entschluss, eine eigene Druckerei zu errichten. Am 1. Oktober 1953 beauftragte ein eigens etabliertes „Globus Haus Komitee“ ein ArchitektInnen-Team mit der Planung und der Ausführung der entsprechenden Gebäude. Diesem Team gehörten Karl Eder (1904–1978), Margarete Schütte-Lihotzky (1897–2001), ihr Mann Wilhelm Schütte (1900–1968) und Fritz Weber (1917–2001) an, wobei letzterer mit der

Gesamtleitung der Planung beauftragt wurde. Ihm oblag die Konzeption des Produktionsablaufs, die Planung der technischen Bereiche, die Koordination der einzelnen Entwürfe und die Überwachung der Bauausführung. Das ArchitektInnen-Team, dessen Mitglieder der KPÖ angehörten bzw. ihr nahestanden, verpflichtete sich, „alle seine Kräfte und sein ganzes fachliches Können einzusetzen, um für den Neubau des Globus-Hauses die optimale Lösung zu finden“.² Die Vergütung lag weit unter den üblichen Honorarsätzen.

Haus ohne Luxus

Das Haus, so die allgemeine Vorgabe des Auftraggebers, sollte, „ohne Luxus, aber mit den besten und neuesten technischen Einrichtungen ausgestattet werden und eine seiner Bedeutung angemessene architektonische Gestaltung erhalten“, wie Friedl Fűrberg, der damalige Generalsekretär der Partei, festhielt.³ Die erste Tätigkeit der Planungsgruppe bestand darin, sich in Europa die modernsten Druckereien anzusehen, da es in Wien zu dieser Zeit keine moderne im Neubau errichtete Großdruckerei gab. Besichtigt wurden mehrere Druckereien in Westdeutschland, in der Schweiz und in Italien, aber auch in einer Reihe osteuropäischer Länder.

Eine wichtige Planungsvorentscheidung fiel in der Frage der Organisation des Druckereibetriebs auf einer Ebene. Dies erschien als die effektivste Form, da sie den Hebetransport der tonnenschweren Zeitungspapierrollen, des Bleis für die Bleisatzmaschinen und die Fertigprodukte auf mehrere Ebenen ersparte. Ich erinnere mich noch, wie ich als Kind staunend die riesigen Papierrollen durch eine Hebebühne vom Gehsteig des Fleischmarkts in den Keller versinken sah. Das auszuwählende Grundstück musste also eine entsprechend große Fläche aufweisen.

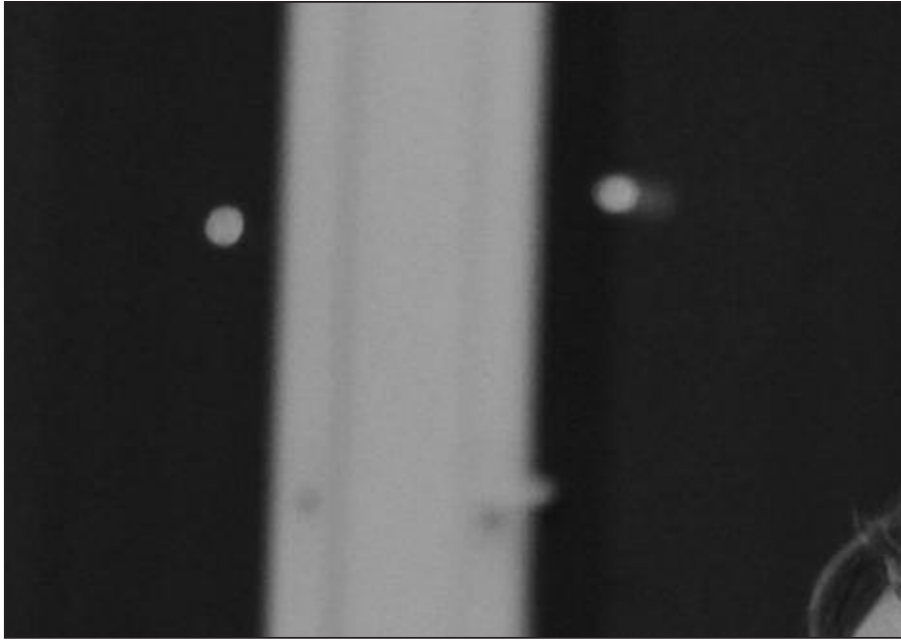
Die Suche nach einem geeigneten Grundstück war letztlich am Höchstädtplatz im 20. Bezirk (Brigittenau) erfolg-

reich, in der damals noch sowjetischen Besatzungszone, außerhalb der bisherigen Produktionsstätten im Zentrum Wiens. Das Areal umfasste etwa einen Hektar und konnte am 9. Jänner 1954 der Landmaschinenfabrik „Garbe“ um 570.500,- Schilling abgekauft und der Betrag in jährlichen Raten bis 1957 berichtigt werden. Zur Finanzierung des Gesamtbaus rief die KPÖ auch zu einer großen Bausteinspendenaktion auf, wobei die SpenderInnen jeweils ein Anerkennungszertifikat erhielten.

Die Planungsvorarbeiten waren zu diesem Zeitpunkt bereits so weit fortgeschritten, dass am 20. März 1954 der Grundstein gelegt, mit dem Abriss der alten Gebäude und mit dem Neubau begonnen werden konnte. In dieser Phase beteiligten sich auch zahlreiche Mitglieder der Partei an „Freischichten“.

Vier Bauteile...

Geplant wurden vier Bauteile: Das große Verwaltungsgebäude mit sieben Stockwerken – Bauteil A (Planung Wilhelm Schütte), ein Büro- Betriebs- und Sozialtrakt – Bauteil B (Planung Margarete Schütte-Lihotzky), der auch den Speisesaal für 250 Personen enthielt, eine große Halle, die die Druckerei und Setzerei aufnahm – Bauteil D (Planung Fritz Weber), sowie ein kleineres Werksgebäude – Bauteil C (Planung Karl Eder), wo die große Rotationsmaschine für den Zeitungsdruck, die so genannte „Rodel“, aufgestellt wurde. Die Verwaltungs- und Sozialtraktgebäude wurden in Stahlbetonskelettbauweise, die Deckenkonstruktion mit Stahlbetonfertigteilen ausgeführt. Die Untersicht der Decken erhielt eine Deckenstrahlheizung (die zwar damals modern war, uns aber, die wir im Haus arbeiteten, später einiges zu schaffen machte). Das Dach der Druckereihalle war eine Bogenshedkonstruktion, die viel Tageslicht in die Werkshallen brachte. Die Lagerräume, in denen vorwiegend Papier lagerte, und die papierverarbeitenden Räume wurden automatisch klimatisiert. Die Heizung



Die Baustelle am Wiener Höchstädtplatz Ende Dezember 1955.

erfolgte durch eine eigene Heizanlage, die nach damals günstiger Rohstoffversorgung mit Schweröl befeuert wurde. Das zur Kühlung der Klimaanlage benötigte Wasser wurde aus einem eigens dazu hergestellten Brunnen dem Grundwasser entnommen.

In einem Artikel in der *Volksstimme* vom 8. Dezember 1954 konnte Fritz Weber berichten, dass der Rohbau der Bauteile A und B bereits zur Hälfte und die große Werkhalle fertig gestellt wurde. Weiter hieß es in dem Bericht u.a.: „Zum Leidwesen der Architekten gibt es auch noch laufend kleine Änderungswünsche und Ergänzungen. Soweit es der Baufortschritt gestattet, werden diese an sich unbedeutenden Änderungen auch durchgeführt, aber manchmal ist es nicht mehr möglich, weil die Träger, Säulen und Stahlbetonplatten nicht ohne weiteres verschoben werden können. [...] Es stellt sich auch heraus, daß Menschen, die mit dem Bauen nicht viel zu tun haben, sich keine Vorstellung machen können, wie sich Maße auf dem Papier dann in der Natur auswirken.“

... für über 900 Beschäftigte

Die Liste der zu erwartenden Beschäftigten, nach deren Zahl auch die jeweiligen Räume bereitgestellt werden mussten, enthielt für die graphischen ArbeiterInnen die Zahl 661 (davon 119 für die Nachtschichten und 121 Frauen), dazu kamen 69 RedakteurInnen und 267 Angestellte (davon 136 Frauen). Man kann also davon ausgehen, dass für knapp ein-tausend Menschen im Globus-Haus geplant und gebaut wurde. Die größte Zahl in den graphischen Berufen waren die

Handsetzer (69) und die Maschinen-setzer (79). Damit war die Globus-Druckerei auch eine der Hochburgen kommunistischer Organisation in der Gewerkschaft der Arbeiter der graphischen und papierverarbeitenden Gewerbe, wozu auch die Lehrwerkstätte des Verlags beitrug.

Die Architekturpublizistin Gabriele Kaiser analysiert in einem aktuellen Beitrag über den Neubau des Globus-Hauses: „Der ehrgeizige Anspruch des Globus Verlags schlug sich nicht nur in der markanten Gliederung der Baukörper, sondern auch im ausgeklügelten Raumprogramm nieder: Es gab einen kleinen Veranstaltungssaal für die Mitarbeiter und deren Angehörige [der Arbeiterklub, wie er später genannt wurde; M.G.], eine Betriebsküche und -kantine sowie ein Buffet am Dach mit großem Freibereich [der aber später nicht mehr genutzt wurde; M.G.], einen großen, zweiseitig belichteten Speise- bzw. Gymnastiksaal, der auch als Veranstaltungssaal Verwendung fand [...], eine Hausbücherei, Räume für Clubaktivitäten (Foto, Schach) und verschiedene Werkstätten. Der Betrieb mit eigener Tankstelle, Notstromanlage und Tiefenbrunnen war von Anfang an in der Lage, autark zu produzieren. Überdimensionale Lagerflächen, um unabhängig von Lieferanten zu sein, hauseigene Handwerker, um die Produktion in Gang halten zu können, und großzügige Sozialeinrichtungen, um einen Teil des Freizeitbedarfs abzudecken, waren Teil des Gesamtkonzepts einer autarken Produktionskommune, die im Druck- und Verlagswesen neue Maßstäbe setzen wollte.“⁴

Bestmögliche Arbeitsbedingungen

In der Bewertung des Bundesdenkmalamts aus dem Jahr 2017 wurde ausgeführt: „Gestalterisch bewegt sich der Komplex zwischen der Klassischen Moderne, sozialistischer Architektur der 50er Jahre mit klassizistischen Anleihen sowie funktionalistischer Industriearchitektur. Er stellte damit einen immensen Gegensatz zur damaligen gebauten Umgebung dar, welche vorwiegend aus Gründerzeitbauten, Gartenanlagen und kleinen Produktionsstätten bestand, und bricht auch städtebaulich mit der bis dahin prägenden Blockrandstruktur.“ Fritz Weber beschrieb die Intention des Baus in seinen 1991 erschienenen Memoiren etwas bescheidener: „Mein Anliegen war, der Betrieb sollte für die dort arbeitenden Menschen die bestmöglichen Arbeitsbedingungen nach dem Stand der damals neuesten Technologien und Baustoffe bieten. [...] So mußte ich vor allem aus ökonomischen Gründen den Ehrgeiz von uns Architekten eindämmen, sich selbst ein architektonisches Denkmal zu setzen.“⁵

Die heutige Umgebung des Globus-Hauses hat mit jener der 1950er Jahre nicht mehr viel zu tun. Anstelle der Wabko, einem mittleren metallverarbeitenden Betrieb gegenüber dem Globus-Bürogebäude, erhebt sich heute ein über zwanzigstöckiges Wohnhochhaus, und anstelle der NÖM (Niederösterreichische Molkerei), die in den 1970er Jahren – ebenfalls gegenüber dem Globus-Haus – erbaut wurde, erstreckt sich nunmehr eine Fachhochschule, deren Ausläufer über den Höchstädtplatz bis wenige Meter vor den Globus-Bürotrakt reichen. Vor diesem Hintergrund wirkt der „Globus“ heute nicht mehr so dominant auf dem Platz wie etwa zur Zeit seiner Errichtung und lange Jahre danach.

Zentrale der KPÖ

Im März 1956 wurde mit der Besiedlung des Baukomplexes begonnen, sodass die beiden ehemaligen Produktionsstätten zusammengezogen werden konnten. Da zu dieser Zeit auch der Pachtvertrag des Sitzes des Zentralkomitees der KPÖ am Schwarzenbergplatz (Ecke Gußhausstraße) auslief, übersiedelte die Parteiführung 1957 ebenfalls ins Globus-Haus, was durch eine Reduktion der für die Redaktionen vorgesehenen Räume ermöglicht wurde.

Die Stockwerke des Hauses waren demgemäß folgendermaßen aufgeteilt:

In die obersten drei Stockwerke (fünf bis sieben) zogen die Abteilungen des Zentralkomitees ein, die engere Parteiführung saß im siebten Stock, wo sich auch das Tagungszimmer des Politischen Büros befand. Im fünften Stock waren das Parteiarchiv, die ZK-Bibliothek und das *Volksstimme*-Schnitt- und Fotoarchiv untergebracht. Der vierte Stock gehörte der Redaktion der *Volksstimme*, die unteren drei Geschosse zunächst der Globus-Verwaltung. Die Redaktion der *Volksstimme* war durch eine Rohrpostleitung direkt mit der Setzerei verbunden. Die Fotoredaktion nutzte eine Dunkelkammer im ersten Stock. Im Erdgeschoss befand sich nicht nur der Arbeiterklub, sondern straßenseitig erreichbar auch eine Buchhandlung. Der kleinste Raum im Haus war nach meiner Erinnerung die Kaffeekantine in der *Volksstimme*-Redaktion im vierten Stock. Obwohl der kleinste Raum, war er stets mit der größten Zahl an Personen gefüllt, da dort der tägliche Tratsch ausgetauscht wurde.

In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre zogen in die unteren Stockwerke die Wiener Stadtleitung der KPÖ, die niederösterreichische Landesleitung, der Gewerkschaftliche Linksblock (GLB), die Kommunistische Jugend (KJÖ) und der Bund demokratischer Frauen (BDF) mit der Redaktion der *Stimme der Frau* ein, die bis dahin in einem Haus in der Taborstraße im 2. Bezirk angesiedelt waren. Damit waren fortan alle Leitungsorgane der KPÖ in Wien und mancher befreundeter Organisationen im Globus-Haus konzentriert.

Ein Haus kommunistischer Geschichte

Die Versammlungsräume des Globus-Komplexes waren eng mit der politischen Geschichte der KPÖ verbunden. Sowohl im Arbeiterklub als auch im großen Speisesaal, der in jenen Jahrzehnten auch der Festsaal der KPÖ war, fanden wichtige Konferenzen und die Wiener Landesparteitage statt. Im Mai 1962 besuchte der sowjetische Kosmonaut

Ein Blick in die Druckereihalle



Das Globus-Haus aus der Vogelperspektive im September 1956

Juri Gagarin, der ein Jahr zuvor als erster Mensch die Erde im Weltraum umrundet hatte, Wien und gab im Globus-Haus Autogramme. Das ließen sich die WienerInnen nicht entgehen, und es bildete sich rund um den Globus-Komplex eine hunderte Meter lange Schlange, um ins Haus zu gelangen. Als „Redaktionskind“ – meine Eltern arbeiteten beide in der Redaktion der *Volksstimme*, der Vater war stellvertretender Chefredakteur, die Mutter Redaktionssekretärin – hatte ich das Privileg, Gagarin gemeinsam mit den *Volksstimme*-RedakteurInnen im Chefredakteurszimmer einen Zettel zur Unterschrift vorlegen zu dürfen.

Der große Saal diente auch dazu, das Programm des Volksstimmefestes, das dort auf der Hauptbühne ablief, für jene AktivistInnen und MitarbeiterInnen des Festes zu wiederholen, die es auf der Praterwiese nicht verfolgen konnten, da sie im Verlauf des Festes mit anderen Aufgaben betraut waren. Darüber hinaus wurde der große Saal von der Sportabteilung des Globus benutzt, konkret von der Tischtennissektion, die – ebenso wie die Volleyballmannschaft – auch auf nationaler Ebene reüssierte.

Im Gedenkjahr 1988 wurde vor dem Globus-Haus ein von Fritz Weber entworfenes Denkmal gegen Krieg und Faschismus errichtet, mit der von Alfred Hrdlicka zur Verfügung gestellten Figur des Marsyas, das den Kämpfern und Opfern im Kampf gegen den Faschismus gewidmet ist. Danach folgte die Aufstellung einer Stele mit dem Relief des langjährigen Vorsitzenden der KPÖ und Mitbegründers der Zweiten Republik

Johann Koplenig, das vom Hrdlicka-Schüler Jan Schneider geschaffen wurde. Beide Denkmäler stehen auf öffentlichem Grund und sind damit vor dem privaten Zugriff neuer Eigentümer geschützt. Der Kampf der KPÖ um die Umbenennung dieses Teils des Höchstädtplatzes in „Johann-Koplenig-Platz“ konnte noch nicht erfolgreich beendet werden, nachdem sich 2020 ein Unterausschuss des Wiener Landtages und Gemeinderates erneut gegen ein solches Erinnerungszeichen ausgesprochen hat.

Nach dem Untergang des realen Sozialismus musste die KPÖ aus finanziellen Gründen aus dem Globus-Haus ausziehen. 1991 wurde der Globus-Verlag liquidiert, bis 1993 die Globus-Druckerei aufgelöst. Von 1994 bis 1996 nutzte der Regisseur Kurt Palm den großen Speisesaal für seine „Nette Leit Show“ mit dem Moderator Hermes Phettberg, die 1995 vom ORF übernommen wurde. In einer Sendung war der frühere KPÖ-Vorsitzende Franz Muhri als Gast eingeladen.

Als die ökonomische Basis des Globus-Verlags mit den sozialistischen Staaten Osteuropas wegfiel und 1991 die *Volksstimme* als Tageszeitung eingestellt werden musste, versuchte die damalige KPÖ-Führung das Haus durch Vermietungen zu erhalten, was einige Sanierungen und Umbauten erforderte. Es musste u.a. die Fassade saniert und ein zusätzliches Stiegenhaus angebaut werden. Im Keller wurde eine Tiefgarage eingerichtet. Nach einem mehr als zehnjährigen Prozess und der Enteignung der Partei durch die deutschen Behörden musste der Globus-Komplex 2004 verkauft wer-



Der Festsaal im Globus-Haus im Oktober 1984 (60. Geburtstag von Franz Muhri).



Einweihung des Gedenksteins für Johann Koplenig vor dem Globus-Haus am 11. März 1988. Irma Schwager (links), Otto Podolsky (rechts).



Die Fassade des Globus-Hauses 1989.

den, um das finanzielle Überleben der KPÖ zu sichern. Das Globus-Haus schien überdies auch auf einer Liste der Deutschen Treuhand auf, in der die Ansprüche der deutschen Regierung gegenüber die KPÖ aufgelistet waren.

Im Rahmen der Ausstellung „Kalter Krieg und Architektur“, die 2019 im Architekturzentrum Wien zu sehen war, wurde das Globus-Haus als Beispiel fortschrittlicher Architektur herangezogen und das sonst im Foyer des Stiegenhauses platzierte große Modell ausgestellt. Zur Bedeutung des Globus-Hauses sei noch einmal aus dem Gutachten des Bundesdenkmalamts zitiert: „Der Komplex verkörpert neben der politischen Komponente auch die allumfassende Lebensauffassung kommunistischer und sozialistischer Strömungen, welche durch ‚politische‘ Architektur, Kunstbewusstsein, Betriebskultur und andere Lebensbereiche der Mitarbeiter prägen wollte. Ein weiterer Punkt ist die Bedeutung des Globus Verlags sowie seine Druckerei für die Stadt Wien. Besonders in den 40er und 50er Jahren prägte der Verlag die österreichischen Printmedien. Beispielhaft seien hier die Tageszeitung ‚Die Österreichische Volksstimme‘, zahlreiche Bücher und andere Schriftzeugnisse genannt, welche das Leben im Österreich der Nachkriegszeit bis heute repräsentieren.“

So bleibt das Globus-Haus ein Ort kommunistischer Geschichte und Präsenz in Wien. Es gibt in Mittel- und Westeuropa keinen vergleichbar integrierten kommunistischen Gebäudekomplex: politisches Zentrum, Zeitungsredaktionen, Buchproduktion, Druckerei und Verwaltung unter einem Dach geplant und gebaut.

Anmerkungen:

1/ Vgl. dazu Christine Köstner: Das Salz in der Suppe. Der Globus Verlag, in: Gerhard Renner/Wendelin Schmidt-Dengler/Christian Gastgeber (Hg.): Buch- und Provenienzforschung. Festschrift für Murray G. Hall zum 60. Geburtstag. Wien: Praesens Verlag 2009, S. 129–144.

2/ Zentrales Parteiarhiv der KPÖ, Aktennotiz zum Globus-Haus, o.D. [1953], S. 1.

3/ Ebd.

4/ Gabriele Kaiser: „Wir legen den Grundstein für das Haus der Wahrheit“. Der Neubau der Globus Zeitungs-, Druck- und Verlagsanstalt (1954-1956), in: Ute Waditschatka (Hg.): Wilhelm Schütte Architekt. Frankfurt – Moskau – Istanbul – Wien. Zürich: Park Books 2019, S. 138–151, hier S. 144f.

5/ Fritz Weber: Mosaiksteine meines Weltbildes. Wien: Globus Verlag 1991, S. 47f.

Die Pariser Commune in der Literatur 1871–1949

ALEXANDER HARTL

In Eric J. Hobsbawms „The Age of Capital“ lesen wir zur Commune: „Die Pariser Commune war, wie so Vieles der revolutionären Geschichte unserer Periode, nicht so sehr dafür wichtig, was sie leistete, als dafür was sie voraussagte; sie hinterließ mehr Eindruck als Symbol denn als Faktum. Ihre eigentliche Geschichte ist überlagert mit dem überaus kraftvollen Mythos, den sie schuf, sowohl in Frankreich selbst als auch (durch Karl Marx) in der internationalen sozialistischen Bewegung.“¹ Hobsbawm ist, so meine Auffassung, absolut rechtzugeben. Doch wie jedes Symbol, jeder Mythos, jede nicht ohne Gewalt auskommende revolutionäre Entwicklung, ist auch die Commune seit ihrer Ausrufung und der Niederschlagung 1871 ein ideologisches Kampffeld: einerseits politisch-theoretisch (in Debatten zwischen KommunistInnen, AnarchistInnen u.a.), aber vor allem kulturell (in der Auseinandersetzung zwischen Bürgerlichen und Progressiven). Dabei bilden sich die dominierenden hegemonialen Deutungsmuster verständlicherweise dort am besten ab, wo sie selbst aus dem Gleichgewicht gebracht werden.

Wenn die Bedeutung der Commune also vor allem in ihrer Symbolizität, besser wäre wohl in manchen Fällen „Indexikalität“ (Charles S. Peirce) liegt, dann muss die Frage gestellt werden, wie das Phänomen in der Vergangenheit erfasst wurde. In der Erschließung und Kritik solcher ideologischen Leseprozesse liegt die Aufgabe progressiver PhilologInnen. Im folgenden Abriss soll daher ein Einblick in die literarische Bearbeitung des Stoffes gegeben werden – aus pragmatischen Gründen auf die Texte vor Bertolt Brechts „Tage der Kommune“ (1949) beschränkt. Dabei gilt, dass SchriftstellerInnen – zumal bürgerliche – historische Wahrheit und moralische Autorität nur selten für sich beanspruchen können, deshalb aber nicht minder einflussreich sind. Hingewiesen sei etwa auf Johann Wolfgang Goethes Reaktionen auf die Französische Revolution („Hermann und Dorothea“) oder Thomas Manns Unterstützung des Ersten Weltkriegs und sein Erschrecken über die Oktoberrevolution („Betrachtungen eines Unpolitischen“). Derartige spontane „Angstpsychosen“, wie sie Pierre-Paul Sagave nennt, sind in literarischen Kreisen häufig anzutreffen

und werden später von den SchriftstellerInnen nicht selten charmant revidiert.²

Das zeitgenössische französische Milieu

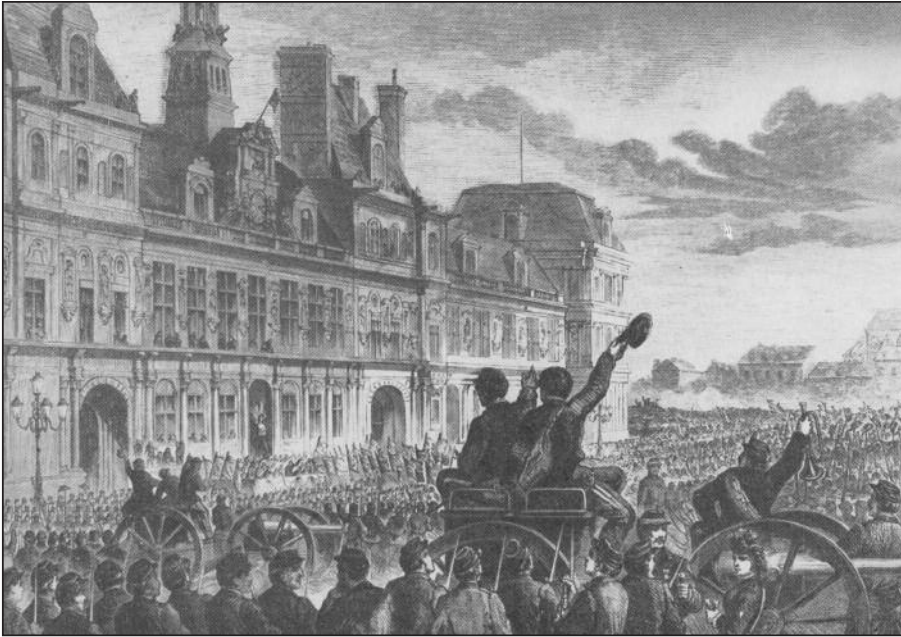
Die Reaktionen zeitgenössischer französischer SchriftstellerInnen waren großteils negativ und durch konsequente Verachtung des Proletariats (häufig aber auch gleichzeitig des Bürgertums) geprägt. Besonders krass ist das Beispiel Gustave Flauberts, der im Briefwechsel mit der ebenso empörten und gleichermaßen frustrierten George Sand Paris als „epileptisch“ und die Commune als „letzte Manifestation des Mittelalters“ beschreibt.³ Merklich zynische Darstellungen der Ereignisse von Paris finden sich auch im bekannten Tagebuch der Brüder De Goncourt (nach dem Tod von Jules 1870 von Edmond allein fortgesetzt), den Wegbereitern des französischen Naturalismus: „Heute Abend sind die Kommunarden in den Menschengruppen voller Ironie gegenüber der Nächstenliebe. Verächtlich weisen sie die Wohltätigkeitsbüros ab. Einer proklamiert, dass die Gesellschaft allen Menschen Renten schuldet, aufgrund des Aphorismus: ‚Ich lebe, also muss ich existieren.‘ Und das allgemeine Lied ist: *Wir wollen keine Reichen mehr!*“⁴

Victor Hugo hingegen, der zur Zeit der Commune nicht in Paris war und somit nur über die Zeitungen von den Vorgängen erfuhr, nahm eine eher wohlwollende Position ein und differenzierte zwischen dem politischen Prinzip, das er befürwortete („Die Pariser Commune resultiert aus der Französischen Republik“⁵), und seiner konkreten gewalttätigen Anwendung, die er ablehnte. Vor und nach der Pariser Commune war Hugo, folgt man den Beschreibungen des Commune-Historikers Prosper Lissagaray, eine wichtige Persönlichkeit und setzte sich u.a. gegen die Auslieferung einiger nach Belgien geflohener Kommunarden nach Frankreich ein.⁶ Wegen seines Appells, Gnade walten zu lassen, wurde er – nach dem Versuch belgischer Anti-Communarden, die Tür seiner Wohnung aufzubrechen – schließlich aus Belgien ausgewiesen.⁷

In dem nach Rupert Christiansen in literarischen Kreisen vorherrschenden Diskurs wurden primär das Wahlrecht und eine fehlgeleitete Einstellung zur

Bildung für die Ereignisse zwischen März und Mai 1871 verantwortlich gemacht.⁸ So schrieb Flaubert im Oktober 1871 an George Sand: „Ich glaube nicht mehr als du an einen Klassenunterschied. Kasten gehören der Archäologie. Aber ich glaube, dass die Armen die Reichen hassen und dass die Reichen vor den Armen Angst haben. Es wird immer so sein. Es ist genauso nutzlos den einen Liebe zu predigen wie den anderen. Die wichtigste Sache ist, den Reichen beizubringen, wer im Großen und Ganzen der Stärkere ist. Kläre zuerst den Bürgerlichen auf, denn er weiß nichts, absolut nichts. Der ganze Traum der Demokratie ist, den Proletarier auf das Niveau der Idiotie des Bürgerlichen zu heben. Der Traum ist fast erfüllt. Er liest dieselben Zeitungen und hat dieselben Leidenschaften.“⁹ Der überaus einflussreiche, aber nicht minder problematische Ernest Renan, bekannt vor allem für seinen historischen Roman „Vie de Jésus“ („Das Leben Jesu“), schlug vor, dass Frankreich von Preußen lernen solle, damit es – durch den revolutionären Egalitarismus korrumpiert – nicht zu einem „zweitklassigen Amerika“ verkomme.¹⁰

Unter den „historisch-didaktischen“ literarischen Erzeugnissen der folgenden Jahre gab es im Gegensatz zu den privaten Positionierungen nur wenige Anspielungen auf die Commune. Geoffrey Strickland geht davon aus, dass Furcht, als nicht ausreichend patriotisch denunziert zu werden, die LiteratInnen am Schreiben gehindert habe, es sei denn sie beteiligten sich an der allgemeinen aggressiven Verdammung der KommunardInnen.¹¹ Eine der dennoch frühen und keineswegs negativen literarischen Darstellungen der Commune findet sich beim schon erwähnten Hugo, der bereits 1872, also ein Jahr nach der Niederschlagung der Commune, seinen (letzten) Gedichtband „L'Année Terrible“ („Das schreckliche Jahr“) veröffentlichte. Hugos lyrische Reflexionen, die auf Deutsch meines Wissens nicht vorliegen, können als das letzte größere Aufgebot spätromantischer Lyrik in Europa verstanden werden.¹² Mit expliziten Anleihen an John Miltons „Paradise Lost“ („Das verlorene Paradies“) changiert Hugo in den Gedichten zwischen Wehmut und Hoffnung auf eine neue Ära. Eine weitere Beschäftigung mit der Thematik der Revolution



Proklamation der Pariser Commune auf dem Platz vor dem Rathaus am 28. März 1871 (Zeichnung von Lamy)

und implizit auch mit der Commune findet sich in seinem letzten Roman „Quatrevingt-treize“ („1793“) aus dem Jahr 1874.

Den Communarden wohlgesonnen ist auch deren Zeichnung in Jules Vallès' autobiographischem „L'Insurgé“ („Der Aufrührer“, im Deutschen sind unterschiedliche Übersetzungen gängig), dem dritten Teil seiner Trilogie um das Alter Ego Jacques Vingtras. Vallès war nicht nur Mitglied der Commune, sondern auch der Ersten Internationale sowie Redakteur und Gründer der linken Zeitung *Le Cri du Peuple* (*Schrei des Volkes*). „L'Insurgé“ endet mit der „blutigen Woche“ („Semaine sanglante“), also der brutalen Niederschlagung der Commune und der damit einhergehenden Massenexekutionen der Communarden durch die Versailler Regierung. Der Roman, der von einer solidarischen, aber auch selbstkritischen Grundhaltung zu den Aufständischen durchzogen ist, wertet sprachlich den populären Jargon auf, bedient sich bei collageartigen Montage-techniken und ist „den Toten von 1871“ gewidmet, die „als Opfer der sozialen Ungerechtigkeit die Waffen gegen eine schlecht eingerichtete Welt erhoben und unter der Flagge der Commune den großen Verband der Schmerzen gebildet haben“.¹³ Da Vallès 1885 starb, wurde der Text posthum 1886 von seiner Frau herausgegeben.

Einer der exzeptionellsten französischen Schriftsteller, der deutliche Sympathien für die Commune hatte, war der damals erst 16-jährige Arthur Rimbaud. Das Wanderleben des hochbegabten Rimbaud zu erzählen, würde hier die

Grenzen des Artikels sprengen, ist eine individuelle Recherche jedoch wert. Kurz vor der Ausrufung der Commune riss er von Zuhause aus, um nach Paris zu fahren. Ob er bereits vor ihrer Errichtung nach Hause zurückkehrte oder während der Anfangszeit der Commune in Paris war, ist umstritten, im April befand er sich jedenfalls wieder in seiner Heimatstadt Charleville. Rimbaud, der wenige Jahre später das Schreiben wieder aufgab, widmete einige seiner damaligen Gedichte, z.B. „Les Mains de Jeanne-Marie“ („Die Hände der Jeanne-Marie“), „Chant de guerre parisien“ („Pariser Kriegsgesang“) oder „L'Orgie parisienne ou Paris se repeuple“ („Die Pariser Orgie oder Paris bevölkert sich wieder“), den Ereignissen von Paris. Rimbauds antibürgerlicher Hass und seine jugendliche Revolte verbinden sich in den Gedichten in einer offenen Solidarität mit den Communarden. Aus den Briefen Rimbauds geht zudem hervor, dass er sich nicht nur mit den Pariser ArbeiterInnen identifizierte, sondern auch den nicht erfüllten, bitteren Drang verspürte, die in den Schlachten sterbenden Aufständischen zu unterstützen.¹⁴ In „Les Mains de Jeanne-Marie“ stellt er den weißen Händen der Bürgerdamen die schwarzen „heiligen Hände“ der kämpferischen Communardinnen entgegen.

Eine der meistgelesenen negativen literarischen zeitgenössischen Reaktionen auf die Commune ist Émile Zolas dreiteiliger Roman „La Débâcle“ („Der Zusammenbruch“) aus dem Jahr 1892, einer der bedeutendsten realistischen Kriebsromane des 19. Jahrhunderts.

Zola, Hauptvertreter des französischen Naturalismus, war während der Zeit der Commune als Journalist tätig und hielt sich häufig in der Stadt auf. Die Einschätzungen, die er zu den Pariser Ereignissen traf, waren durch Ablehnung geprägt: Die Aufständischen seien Wahnsinnige, die Mitläufer „ein wenig hirn-rissig“ und die Gewalt schockierend und unmenschlich.¹⁵ Zola, der häufig im Kontext seines späteren Engagements in der Dreyfus-Affäre Erwähnung findet, war also kein Sozialist, sondern Republikaner. Nach dem Ableben des Staatspräsidenten Louis Adolphe Thiers 1877, der direkt verantwortlich für die Massenexekutionen und Verfolgung der CommunardInnen war, schrieb er einen äußerst wohlwollenden Nekrolog auf ihn. In dem dreiteiligen Roman „La Débâcle“ schildert Zola (im letzten Teil) den Deutsch-Französischen Krieg als einen von Anfang an verlorenen und wendet sich auch sprachlich gegen nationalistische Heroisierung. Am Ende wird der Held Jean Macquart als Teil der einziehenden Truppen seinen Freund Maurice, der sich der Commune angeschlossen hat, bei der Eroberung der Stadt durch die Versailler Armee tödlich verwunden.

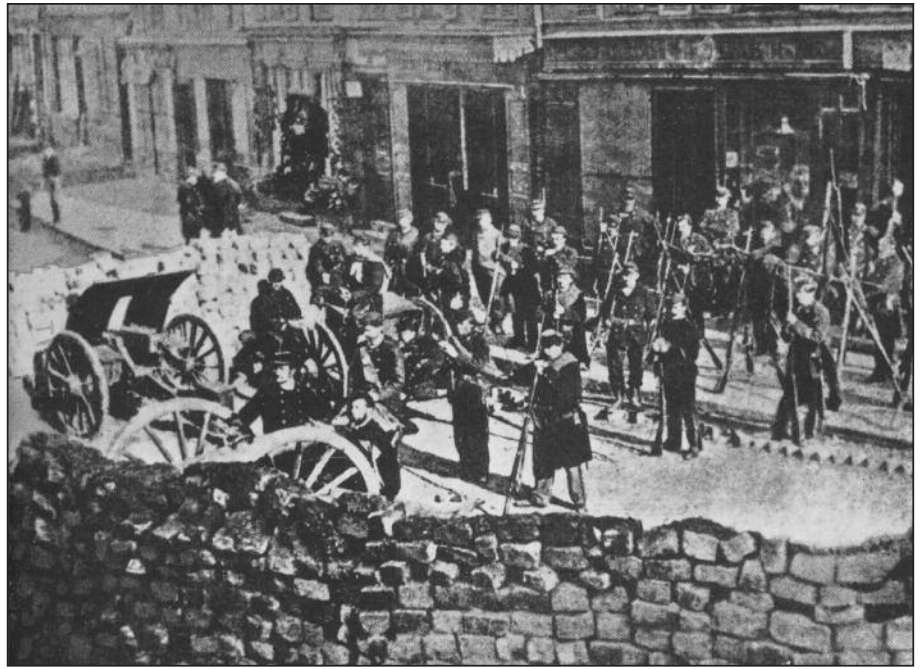
Die Niederschlagung der Commune beschreibt Zola als Katharsis: „Es war das gesunde, das vernünftige, das besonnene, bäuerliche Frankreich, das der Erde am nächsten geblieben war, welches den verrückten, rasenden, vom Kaiserreich verdorbenen, von Träumen und Lüsten heruntergekommenen Teil ausrottete. [...] das Blutbad war notwendig, die schreckliche Opferung französischen Blutes, das Brandopfer lebendigen Fleisches im reinigenden Feuer.“¹⁶ Dennoch hat Zola sich als Gegner der Commune später für den vormaligen Vorsitzenden des Kunstausschusses und Stürzer der Vendôme-Säule Gustave Courbet eingesetzt und eine Bekanntschaft mit dem bereits erwähnten und aus dem Exil zurückgekehrten Radikalen Vallès gepflegt. Folgt man dem Tagebuch von De Goncourt habe Zola den zweiten Teil von dessen Autobiographie gelobt, dies aber letztlich revidiert, um sich nicht zu kompromittieren.¹⁷ Ebenfalls von der Commune handelt Zolas 1884 veröffentlichte Novelle „Jacques Damour“, die Geschichte eines kleinen Pariser Arbeiters, dessen Leben durch die Commune verändert wird.

Die französische Literatur des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts bietet neben den vorgestellten Proponenten Hugo, Vallès, Rimbaud und

Zola noch zahlreiche weitere, unbekanntere und meist unübersetzte Beispiele für die Bearbeitung des Stoffes, z.B. das autobiographisch geprägte „Un Exilé“ („Ein Exilant“) des ehemaligen Communarden Georges Renard, der Roman „Philémon, Vieux de la Vieille“ („Philemon der Veteran“) des linken Schriftstellers und Journalisten Lucien Descaves oder die Kriegserinnerungen „Sueur de Sang“ („Blutschweiß“) des fanatischen Katholiken Léon Bloy. Noch stärker manifestierte sich die Commune freilich in impliziten literarischen Reaktionen, z.B. in Flauberts „La Tentation de Saint Antoine“ („Die Versuchung des heiligen Antonius“) oder „Bouvard et Pécuchet“ („Bouvard und Pécuchet“) u.a.¹⁸ Auf die Commune Bezug nimmt außerdem Guy de Maupassants „Un Coup d’Etat“ („Ein Staatsstreich“).

Die Commune in der englischsprachigen Literatur

In der anglophonen Literatur begegnet die Commune zunächst in William Morris’ Poem „Pilgrims of Hope“ („Pilger der Hoffnung“), bestehend aus 13 Teilen, die ab 1885 in Serie in der Zeitung *Commonweal* erschienen, der Zeitung des *Sozialistischen Bundes*, dem Morris, aber auch Eleanor Marx angehörte. Morris, Sozialist erster Stunde, Begründer der Arts-and-Crafts-Bewegung und Autor des utopischen Romans „News from Nowhere“ („Kunde von Nirgendwo“), war enthusiastischer Befürworter der Commune, die er als „Grundstein der neuen Welt“¹⁹ betrachtete. „Pilgrims of Hope“ beginnt mit einem jungen englischen Paar vom Land, das voller Hoffnung in die Hauptstadt aufbricht, dort jedoch nur Enttäuschung erlebt: „Was tun wir hier / In diesem düsteren Netz von London, diesem Gefängnis mächtig gebaut / Mit der Gier der Zeitalter, unser junges Leben verfolgend / Ein Trugbild, das nur zum Tod im Dunkeln führt?“²⁰ Das Paar bekommt ein Kind und wird von einem kommunistischen Agitator zur politischen Arbeit motiviert. Weil Richard – der Name des Protagonisten wurde im Fortsetzungspoem mittlerweile enthüllt – einen Reichen auf der Straße geschlagen habe, kommt er für zwei Monate ins Gefängnis und freundet sich danach mit Arthur, einem jungen wohlhabenden Mann an, der von Richards politischen Reden beeindruckt ist. Das Kind wird zu einer Bekannten gegeben, von Arthur mit ausreichend Geld bedacht und das Trio bricht im Februar 1871 nach Frankreich



Barrikade in der Rue Legendre in Paris

auf, um sich der gerade formierenden Commune anzuschließen. In den Kämpfen werden Richards Frau sowie Arthur getötet, er selbst verwundet. Richard flieht schließlich zurück nach England, um seinen Sohn für den weiteren Kampf gegen das „Falsche“ großzuziehen.

In Morris’ Poem sind eine Vielzahl von Oppositionen präsent, die für dessen Schaffen im Allgemeinen bedeutsam sind: die Gegenüberstellung von Land und Stadt, wobei das Landleben wohl mit revolutionärer Freiheit, die Stadt mit kapitalistischer Degradierung gleichzusetzen sind, der omnipräsente Gegensatz von Schönem und Hässlichen ebenso wie der von Vergangenheit und Zukunft.²¹ Für den Blick auf die Commune bedeutet das in erster Linie, dass sie trotz ihrer Niederlage – diese Betonung ist Morris äußerst wichtig und aus damaliger Perspektive durchaus verständlich – das Richtige und Wahre symbolisch repräsentiert und Nachdenken darüber ermutigen soll, was Ernst Bloch später „konkrete Utopien“ nennen wird.

Die Pariser Commune wurde freilich nicht nur in Europa, sondern auch in Übersee diskutiert. Einen guten Einblick in die amerikanische Rezeption gibt J. Michelle Coghlan in „Sensational Internationalism“,²² das bei ausgeprägtem Interesse hier zur Lektüre empfohlen sei. Hinsichtlich der Literatur sind zunächst zwei bemerkenswerte Gedichte zu nennen, die in zeitgenössischen amerikanischen Zeitungen veröffentlicht wurden: Edward Kings „A Woman’s Execution, (Paris, 1871.)“ („Die Exekution einer Frau (Paris, 1871.)“) und

Sarah Piatts „The Palace-Burner“ (sinngemäß „Die Palast-Brandstifterin“). Beide Gedichte stellen eine Frauenfigur, eine so genannte *pétroleuse*, ins Zentrum. Kings unglaublich expressives Gedicht, das 1915 in die von Upton Sinclair herausgegebene Anthologie „Cry for Justice“ („Schrei nach Gerechtigkeit“) Eingang fand, schildert in kurzen Versen die Hinrichtung einer Communardin und reagiert damit auf die Massenexekutionen im Mai 1871. Im Gedicht kommt die Kämpferin selbst zu Wort und skandiert abschließend die Parole „Vive la Commune!“ So kämpferisch die Communardin dabei einerseits dargestellt wird, so äußert sich auf der anderen Seite ein nicht zu übersehender männlich-sensationalistischer Blick, indem, wie Coghlan anmerkt, alle politischen Implikationen, also der Anti-Klerikalismus sowie die radikale Geschlechterpolitik der Commune, verkehrt werden – die junge Marie mit den hüftlangen Haaren trägt den Namen der Gottesmutter, hat eine „süßen Atem“ und die „Gliedermaßen einer Venus“.²³ Damit einher geht eine Fetischisierung und Erotisierung des Körpers wie wohl auch Domestizierung der weiblichen „Amazonen“.²⁴

Anders und bei weitem interessanter geht Piatt an die Figur der Kämpferin heran: Ihr Gedicht ist selbst im häuslichen Rahmen situiert, eine Mutter betrachtet mit ihrem Sohn die Abbildung einer Communardin und gerät durch die Fragen des Bubens, der von der „Palast-Brandstifterin“ begeistert ist, in einen Konflikt mit sich selbst. Die Mutter versucht dem Sohn anfangs die Sympathie



Frauen verteidigen die Barrikade auf der Place Blanche (Zeichnung von Moloch)

für die Communardin auszutreiben („Hab’ ich dir nicht gelehrt, die Gesetze zu respektieren?“), muss am Ende jedoch feststellen, dass er in „der wilden Kreatur der Commune“ eine „vornehere Seele“ als der ihren erblickt hat.²⁵

Zur weiteren Lektüre angeraten werden sollen hier noch Margaret Junkin Prestons „The Hero of the Commune“ („Der Held der Commune“) und John Hays „A Triumph of Order“ („Ein Triumph der Ordnung“), beides ebenso zeitgenössische Gedichte, die in amerikanischen Zeitungen erschienen.

Die Commune im Drama bei Grieg und Brecht

Dramatik und Historie sind seit jeher – nicht ohne Spannungen – eng miteinander verflochten, sei es durch die Verarbeitung faktualer Historie im Geschichtsdrama oder die Beschreibung der Historie mittels der Begriffe der ästhetischen Theorie. Marx selbst hat historische Ereignisse, vor allem Revolutionen, gern in literarischen Schemata beschrieben, so z.B. die Februar- und Junirevolution 1848: „Die *Februarrevolution* war die *schöne* Revolution, die Revolution der allgemeinen Sympathie, weil die Gegensätze, die in ihr gegen das Königtum eklatierten, *unentwickelt*, einträchtig nebeneinander schlummerten, weil der soziale Kampf nur eine luftige Existenz gewonnen hatte, die Existenz der Phrase, des Worts. Die *Junirevolution* ist die *hässliche* Revolution, die abstoßende Revolution, weil an die Stelle der Phrase die Sache getreten ist, weil die Republik das Haupt des Ungeheuers selbst ent-

blößte, indem sie ihm die schirmende und versteckende Krone abschlug.“²⁶ Im Fall der Junirevolution drängen sich Assoziationen mit 1871 auf. Dem/der Marx-Kenner/in wird in diesem Kontext die so genannte Sickingen-Debatte nicht unbekannt sein: Marx’ und Engels’ Stellungnahmen in ihren Sickingen-Briefen an Lasalle machen deutlich, dass sie *wirkliche* Tragik im Klassenwiderspruch lokalisieren, nicht im Individuellen, in bürgerlich verstandener Bildung oder gar Naturanlage.²⁷

Der Norweger Nordahl Grieg, kommunistischer Schriftsteller und Zeitungskorrespondent aus gutem Hause, legte 1936 seine dramatische Bearbeitung des Commune-Stoffes unter dem Titel „Nederlaget“ („Die Niederlage“) vor. Der Vierakter baut auf seinen unmittelbaren Eindrücken zum Spanischen Bürgerkrieg auf, an dem er als Beobachter teilnahm, spielt während der Tage der Commune und stellt in melodramatischer Weise vereinfacht gesagt den Konflikt zweier Positionen zur Gewaltfrage dar: Auf der einen Seite steht die Figur Varlin, ein 30-jähriger naiver Buchbinder, der die Gewalt beenden und beginnen will, die Ideale der Revolution zu verwirklichen: „Die Revolution ist fertig, die Arbeit hat begonnen.“²⁸ Ihm gegenüber steht der Medizinstudent Rigault, der seine Aufgabe in der vollständigen, gewaltsamen Zerstörung des Alten sieht: „Unsere erste Pflicht ist: vernichten. Eine kleinbürgerliche Pracht verlängert in Wirklichkeit das Alte. Wenn ich nur eine Mikrobe bin, die Fäulnis schafft, bin ich ein nützlicher Mann.“²⁹

Der radikale Rigault wird dabei durchaus als unmoralisch in dem Sinne dargestellt, dass er sich z.B. mit Prostituierten vergnügt, obwohl die Commune die Prostitution abschaffen will, seine „unmenschliche Sprache“ schockiert Varlin. Beim Sturm der Versailler Armee werden beide erschossen. In der letzten Szene rücken die Truppen untermalt durch Beethovens Neunte auf die übrigen CommunardInnen vor, unter ihnen der ebenfalls bedeutende Delescluze, der verkündet: „Die Güte kann nur durch Gewalt siegen, das ist das Bittere, was wir gelernt haben.“³⁰ Griegs Konzeption weist damit deutlich in Richtung eines Primats der Tat gegenüber dem Wort. Interessant ist in diesem Kontext der Klassenhintergrund der beiden beschriebenen Figuren: Dass gerade Rigault Student und Varlin Arbeiter ist, ist durchaus bezeichnend für deren Positionierung zur Gewaltfrage. Radikalität, könnte man interpretieren, werde nicht aus der unterdrückten Position heraus geboren, die sich nach „Verbesserung“ sehnt, sondern aus einem klaren denkerischen Bruch. (Der wichtigste Lehrer für Rigault ist dementsprechend Jean Paul Marat.) Das anti-spontanistische Element in Griegs Stück, der im Spanischen Bürgerkrieg strikt auf der Seite der Sowjetunion war, kann also kaum übersehen werden – so geht die Commune letztlich auch selbstverschuldet zugrunde. Die Person Grieg griff später Peter Weiss in seinem dreibändigen Roman „Die Ästhetik des Widerstands“ auf. Erwähnenswert ist das deshalb, weil die Darstellung des norwegischen Schriftstellers dort dessen Befürwortung der Gewalt gut auf den Punkt bringt: „Wir sind Humanisten, hörte ich ihn [Grieg] noch einmal sagen, doch unsere Humanität ist mit Schande bedeckt. Allzuviele, die ständig den Humanismus, den Pazifismus im Mund führen, die das Unrecht wohl sehn, für eine Veränderung aber nicht kämpfen wollen, sind, in ihrer Diskretion, nichts anderes als Apologeten der herrschenden Klassen.“³¹

1949 bearbeitete Bertolt Brecht, der Grieg 1937 kennengelernt und sich für die Veröffentlichung der deutschen Übersetzung seines Stücks in der Moskauer Exilzeitschrift *Das Wort* eingesetzt hatte, „Nederlaget“ und schuf einen „Gegenentwurf“. Zuvor hatte er das Stück mehrfach empfohlen, es dann während eines Flugs aber noch einmal konzentriert gelesen und resümiert: „Ich las jetzt *Die Niederlage*, zeig das niemandem mehr, es ist erstaunlich schlecht [...]. Den kleinbürgerlichen Unsinn wer-

de ich eliminieren und auch etwas Schwung hineinbringen, mich nur an den Stoff halten.“³² Im Prozess der Bearbeitung änderte Brecht das Stück stark ab, modifizierte das Figurenensemble, fügte Ironisierungen hinzu und ließ Varlin und Rigault in den Hintergrund treten. Das Stück kann nun – neben vielen anderen Lesarten – als Geschichte einer gewissen Familie Cabet im Verhältnis zur Commune gelesen werden (als Verhältnis von Besonderem und Allgemeinen). Dass Brechts Variante wesentlich „neutraler“ an den Stoff herangeht, zeigt schon der geänderte Titel: „Die Tage der Kommune“. Nach Wolf Siegert liegt der „vielleicht entscheidende“ Unterschied zwischen Brechts und Griegs Stück darin, dass sich ergebende Widersprüche für Brecht Hoffnungen generieren, für Grieg die Niederlage jedoch unumgänglich ist.³³ Eine weitere zentrale Differenz hebt Jost Müller hervor, indem er beide Konzeptionen des Kollektivs einander gegenüberstellt: Bei Brecht sei die Menge vielstimmig, Griegs hingegen tendiere zur Uniformität und zum Bild des Mobs nach naturalistischer Manier.³⁴ Dass u.a. aus den beiden genannten Unterschieden Brechts Drama literarisch, aber auch politisch höher zu bewerten ist, steht außer Zweifel – die Lektüre lohnt sich dennoch bei beiden.

Was also sagen uns die angeführten poetischen Kommentare zur Commune? Zum Ersten zeigen sie das, was schon in der Einleitung unter dem Begriff der „Angstpsychose“ angekündigt wurde und vor allem auf die französischen ZeitgenossInnen zutrifft. SchriftstellerInnen, die nicht „organisch“ mit den Anliegen der Rebellierenden verbunden sind, wie z.B. Vallès, neigen zweifelsfrei zu einer negativen Reaktion auf allzu schnelle Entwicklungen. (Gramsci wäre hierfür wohl kein schlechter Stichwortgeber.) Zum Zweiten – das geht besonders aus den beiden erwähnten amerikanischen Gedichten hervor – besitzt die Literatur, die aus der Distanz urteilt, einen Hang zur Erfassung der Ereignisse in ikonischen Bildern, wie z.B. dem Bild der kämpfenden Communardin. Parallelen lassen sich hier (neben vielen anderen) zur in der Linken weit verbreiteten Darstellung des gegenwärtigen kurdischen Befreiungskampfes ziehen, in dem insbesondere die Fraueneinheiten der YPJ zu Ikonen der Revolution erhoben werden. Das soll natürlich die eminente Rolle der Frauen in beiden Bewegungen keineswegs mindern, sondern vielmehr die kritische Frage aufwerfen, welche

Bedeutung „revolutionären Ikonen“ in einer zeitlich und räumlich distanzierten Betrachtung zukommt. Zum Dritten sei auf Grieg verwiesen: Hier wird deutlich, dass historische Ereignisse dann wieder Eingang ins Künstlerische finden können, wenn sich Erfahrungen (etwa der Niederlage) wiederholen und so aktualisieren. Ein derartiges kollektives Gedächtnis der Linken, dessen Funktionsweise zuallererst *poetisch* und aufgrund der veränderten Umstände nur bedingt historisch-analytisch ist, darf nicht unterschätzt, sondern muss gelebt werden.

Anmerkungen:

1/ Eric J. Hobsbawm: *The Age of Capital. 1848–1875*. London: Abacus 1977, S. 200. Übersetzung A.H.

2/ Vgl. Pierre-Paul Sagave: *Theodor Fontane und die Pariser Kommune*, in: Brunhilde Wehringer (Hg.): *Konkurrierende Diskurse. Studien zur französischen Literatur des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Steiner 1997 (ZfSL Beihefte, Bd. 24), S. 11–20, hier S. 15.

3/ Brief CLXXXVIII v. Flaubert an Sand, www.online-literature.com/gustave-flaubert/sand-flaubert-letters/4/ [24.2.2021].

4/ Edmond & Jules de Goncourt: *Journal. Erinnerungen aus dem literarischen Leben*, Bd. 5: 1869–1872. Leipzig: Haffmans Verlag bei Zweitausendeins 2013, S. 423.

5/ Zit. nach Irene Elizabeth Finel: *The Themes of Law and Order at the Time of the Paris Commune: A Representative Study of Jules Valles, Victor Hugo, Gustave Flaubert and Hippolyte Taine*. Dissertation Yale University 1973, S. 76. Übersetzung A.H.

6/ Vgl. Prosper Lissagaray: *Geschichte der Kommune von 1871*. Berlin: Rütten & Loening 1953, S. 453.

7/ Geoffrey Strickland: *Maupassant, Zola, Jules Vallès and the Paris Commune of 1871*, in: *Journal of European Studies*, 13. Jg. (1983), S. 289–307, hier S. 291.

8/ Vgl. Rupert Christiansen: *Babylon Paris. The Story of the Paris Commune*. New York u.a.: Penguin 1996, S. 385f.

9/ Brief CXCIX v. Flaubert an Sand. Übers. A.H.

10/ Vgl. Christiansen: *Babylon Paris*, S. 386.

11/ Strickland: *Maupassant*, S. 291.

12/ John E. Coombes: *State, Self and History in Victor Hugo's 'L'Année Terrible'*, in: *Studies in Romanticism*, 32. Jg. (1993), Nr. 2, S. 367–378, hier S. 367.

13/ „À tous ceux qui, victimes de l'injustice sociale, prirent les armes contre un monde mal fait et formèrent, sous le drapeau de la Commune, la grande fédération des douleurs, je dédie ce livre.“ Jules Vallès: *Jacques Vingtras III. L'insurgé*. Roman. La Bibliothèque électronique du Québec, http://www.libcom.org/files/valles-l'insurge-français_0.pdf [24.2.2021].

14/ Vgl. Wallace Fowlie: *Rimbaud and the Commune*, in: *The Massachusetts Review*, 12. Jg. (1971), Nr. 3, S. 517–520, hier S. 518.

15/ Vgl. Karl Korn: *Zola in seiner Zeit*. Frankfurt/M., Berlin, Wien: Ullstein 1984, S. 149–159.

16/ Zit. nach ebd., S. 158.

17/ Vgl. ebd., S. 159.

18/ Vgl. dazu Peter Starr: *Commemorating Trauma. The Paris Commune and Its Cultural Aftermath*. New York: Fordham University Press 2006.

19/ William Morris: *Why We Celebrate the Commune of Paris*, in: *Commonweal*, Nr. 62, 19.3.1887, S. 90. Übersetzung A.H.

20/ „What's this we are doing / In this grim net of London, this prison built stark / With the greed of the ages, our young lives pursuing / A phantom that leads but to death in der dark?“ William Morris: *The Pilgrims of Hope [II. The Bridge and the Street]*, <http://www.marxists.org/archive/morris/works/1885/pilgrim/pilgrim.htm> [25.2.2021]. Übers. A.H.

21/ Vgl. Michael Holzman: *Propaganda, Passion, and Literary Art in William Morris' The Pilgrims of Hope*, in: *Texas Studies in Literature and Language*, 24. Jg. (1982), Nr. 4, S. 372–393, hier S. 372–375.

22/ J. Michelle Coghlan: *Sensational Internationalism. The Paris Commune and the Remapping of American Memory in the Long Nineteenth Century*. Edinburgh: Edinburgh University Press 2016.

23/ Edward King: *Echoes from the Orient. With Miscellaneous Poems*. London: C. Kegan Paul & Co. 1880, S. 107–109.

24/ Vgl. Coghlan: *Sensational Internationalism*, S. 38–39.

25/ Sarah Morgan Bryan Piatt: *Palace-Burner. The Selected Poetry of Sarah Piatt*, hg. von P. B. Bennett. Urbana, Chicago: University of Illinois Press, S. 39.

26/ MEW, Bd. 5, S. 134.

27/ Vgl. MEW, Bd. 29, S. 590–593 u. 600–605.

28/ Nordahl Grieg: *Die Niederlage*. Schauspiel in vier Akten. Berlin: Henschel 1947, S. 50.

29/ Ebd., S. 67.

30/ Ebd., S. 117.

31/ Peter Weiss: *Die Ästhetik des Widerstands*. Roman, Band 1. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1975, S. 284.

32/ Brief an Helene Weigel, 1949. Zit. nach Klaus-Detlef Müller: *Kommentar zu Die Tage der Kommune*, in: Bertolt Brecht: *Werke. Stücke* 8. Berlin, Weimar, Frankfurt/M.: Aufbau-Verlag, Suhrkamp Verlag 1992, S. 508.

33/ Vgl. Wolf Siegert: *Die Furcht vor der Kommune. Untersuchungen zur Entstehung und Bedeutung von Bertolt Brechts „Die Tage der Commune“*. Frankfurt/M.: Peter Lang 1983, S. 160.

34/ Jost Müller: „Vom Standpunkt der Vielen“. Brecht, die Kommune und die Multitude, in: ders.: *Ideologische Formen. Texte zu Ideologietheorie, Rassismus, Kultur*. Wien: Mandelbaum Verlag 2017, S. 174–188, hier S. 178f.

Denkmalschutz für ein PartisanInnendenkmal

Warum das PartisanInnendenkmal am Peršmanhof und in St. Ruprecht/Šentrupert seit Ende 2019 unter Denkmalschutz steht

JAKOB HOLZER

In der südlichsten Ecke Österreichs, nahe der slowenischen Grenze, steht im Spannungsfeld zwischen deutschsprachiger Mehrheit und slowenischsprachiger Minderheit ein PartisanInnendenkmal, welches laut Inschrift „ein Symbol für den Kärntner und internationalen Kampf gegen den Faschismus“ ist. Doch das Denkmal steht dort in den Bergen, am Peršmanhof, nicht seit jeher. Ursprünglich aufgestellt wurde es 1947 am Friedhof in St. Ruprecht/Šentrupert in der Bezirkshauptstadt Völkermarkt/Velikovec. Dort erinnerte es an 83 gefallene PartisanInnen aus dem Zweiten Weltkrieg. Im Jahr 1953 wurde es gesprengt. Ein Teil des Denkmals – der Sockel – blieb in St. Ruprecht/Šentrupert im Tal. Der andere Teil – die Figurengruppe aus Bronze – wurde im Jahr 1983 am Berg, am Peršmanhof, wiedererrichtet. Das Denkmal steht auf einer Bruchlinie zwischen deutschsprachiger Mehrheit und slowenischsprachiger Minderheit. Es ist eng mit der Geschichte der Kärntner SlowenInnen verknüpft. Seit Oktober 2019 steht das Denkmal mit seinen zwei Standorten unter Denkmalschutz. Die dem Artikel zu Grunde liegende Bachelorarbeit, verfasst an der TU Berlin am Fachgebiet für Denkmalpflege des Instituts für Stadt- und Regionalplanung, hat eine Untersuchungstellung des Denkmals untersucht. Seit Oktober 2019 ist das PartisanInnendenkmal denkmalgeschützt.

Für die Erteilung eines Schutzstatus nach dem Denkmalschutzgesetz (DMSG) ist ein öffentliches Interesse (nationales Interesse) maßgeblich (§1 Abs. 1 DMSG). Ein öffentliches Interesse besteht bei regionalen und überregionalen Denkmälern von geschichtlicher Relevanz, deren Verlust das gesamte österreichische Kulturgut „hinsichtlich Qualität sowie ausreichender Vielzahl, Vielfalt und Verteilung“ (§1 Abs. 2 DMSG) beeinträchtigen würde. Doch besteht überhaupt ein nationales Interesse an der Erhaltung? Und ist das Denkmal etwas Besonderes in Kärnten und darüber hinaus, sodass sein Verlust das österreichische Kulturgut beeinträchtigen würde?

In ganz Österreich sind Erinnerungszeichen an den antifaschistischen Wider-

standskampf zu finden. Erich Fein stellt in seiner Dokumentation aller „Gedenkstätten des österreichischen Freiheitskampfes“ und der „Mahnmale für die Opfer des Faschismus“ aus dem Jahr 1975 eine besondere Gruppe heraus: die PartisanInnen Denkmäler.¹ Diese Mahn-, Gedenk- und Grabmale erinnern an den PartisanInnenkampf und sind ausschließlich in jenen Gebieten Österreichs zu finden, in denen die PartisanInnen Widerstand gegen den Faschismus geleistet haben: in Kärnten und der Steiermark. Das PartisanInnendenkmal am Peršmanhof und in St. Ruprecht/Šentrupert nimmt eine besondere Stellung innerhalb der PartisanInnen Denkmäler ein.

Das Denkmal in Kärnten

In der Steiermark gibt es heute 86 Erinnerungszeichen an den antifaschistischen Widerstand, von denen 23 „in irgendeiner Form an Partisanen“² erinnern. In Kärnten ist – aufbauend auf Untersuchungen von Erich Fein und Lisa Retzl – von mindestens 73 antifaschistischen Erinnerungszeichen auszugehen.³ Während Marjan Sturm und Črtomir Zorec 1987 noch von „über 50 Partisanengräber[n] und Erinnerungsstätten“⁴ ausgehen und Lisa Retzl von 51 bzw. 53 „(Aufstellungs-)Orten“ bzw. 53 Orten⁵ spricht, an denen der Verband der Kärntner PartisanInnen die Gräber und Erinnerungsstätten betreut, so wird heute an 58 Orten der KämpferInnen der PartisanInnen gedacht (wobei nur wenige Erinnerungsstätten nicht vom PartisanInnenverband betreut werden).

Die PartisanInnen Denkmäler sind regional sehr konzentriert und in Süd- und Unterkärnten zu finden. Alle Denkmäler – bis auf drei – liegen im zweisprachigen slowenischsprachigen Gebiet. Von den 58 Erinnerungszeichen liegen 16 nördlich der Drau, die restlichen 42 südlich der Drau, dort wo der PartisanInnenwiderstand am stärksten war. Die genaue Aufschlüsselung nach Gemeinden lässt sogar die Schwerpunkte im Partisanenkampf erkennen: Je sieben Denkmäler liegen im Gemeindegebiet von Ferlach/Borovlje (Westkärntner Front) sowie Eisenkappel-Vellach/Železna Kapla-Bela (Ostkärntner Front). Der Stan-

dort des Denkmals in St. Ruprecht/Šentrupert nördlich der Drau in Völkermarkt/Velikovec ist also eine Besonderheit und mit den 83 dort bestatteten Gefallenen ist es nicht nur das größte PartisanInnen-Grabdenkmal in Kärnten, es ist wie kein anderes Denkmal mit dem entbehrungsreichen Kampf auf der Sau-alm verbunden.⁶

Mit seiner Aufstellung in St. Ruprecht/Šentrupert im Jahr 1947 ist das Denkmal eines der ersten seiner Art in Kärnten (und Österreich), während die Aufstellung am Peršmanhof in eine spätere Phase fällt. Der Standort am Peršmanhof im öffentlich zugänglichen, ländlichen Raum ist ebenso eine Besonderheit: 41 der 58 PartisanInnen Denkmäler befinden sich auf Friedhöfen.

Künstlerische Bedeutung

In ihrer Gestalt weisen die Erinnerungszeichen in Kärnten große Ähnlichkeiten auf. Es dominieren nicht-figurative Darstellungen: Nur drei der 58 Denkmäler sind figurativ gestaltet. Neben den Denkmälern in Zell-Pfarr/Sele Cerkev, in Köttmannsdorf/Kotmara Vas zählt die Figurengruppe, die heute am Peršmanhof steht, dazu. Bei dem Denkmal „handelt es sich um eine der wenigen monumentalen Figurengruppen der unmittelbaren Nachkriegszeit. [...] Vergleichbar dazu sind lediglich [...] [die Denkmäler, J.H.] am Zentralfriedhof oder in Mauthausen, sowie das Russendenkmal in Wien oder in Bad Radkersburg.“⁷

Die Figurengruppe, gestaltet vom kroatisch-österreichischen Künstler Marjan Matijevic (1907–1971),⁸ ist dem sozialistischen Realismus zuzuordnen. Die Figurenplastik ist jedoch nicht nur ideologisch zu verstehen, sondern stilistisch auch mit anderen Kunstwerken der Zeit in Verbindung zu bringen, zuvorderst dem Denkmal an die Gefallenen im Kibbuz Negba (Israel) von Nathan Rappaport. Das Denkmal (die Figurengruppe) ist also eines der wenigen Vertreter dieses (internationalen) Stils in Österreich.

Geschichtliche Bedeutung

Das Denkmal am Peršmanhof und in St. Ruprecht/Šentrupert ist jedoch nicht nur aufgrund seiner Stellung in Kärnten

und seiner künstlerischen Gestaltung etwas besonders, es hat auch eine einzigartige Geschichte. Das Denkmal in St. Ruprecht/Sentrupert steht auf dem Friedhof der Pfarrkirche. Es besteht heute aus dem ursprünglichen Sockel mit einer Opferchale und einer Inschrift. Am 17. November 1946 fand eine große Begräbnisfeierlichkeit statt, bei der 83 Gefallene beerdigt wurden.⁹ Beinahe ein Jahr später, am 26. Oktober 1947, erfolgte die feierliche Enthüllung des größten Kärntner PartisanInnendenkmals.¹⁰ Die Figurenplastik zeigt drei vorwärts stürmende KämpferInnen: Zwei Männer und eine Frau. Das Material und der Schrott für den Guss wurde von der sowjetischen Besatzungsmacht aus einer beschlagnahmten Fabrik in Wien oder Umgebung freigegeben und zur Verfügung gestellt. Der Guss der Bronzeplastik selbst erfolgte in den Vereinigten Metallwerken in Wien.¹¹

In der Nacht vom 9. auf den 10. September 1953 sprengten – bis heute – Unbekannte die Figurenplastik auf dem Friedhof. Der Kommentar der konservativen *Volkszeitung* lässt keinen Zweifel an der Ablehnung des Erinnerungszeichens: „Das Denkmal wirkte in seiner Ausführung vielfach als Provokation. Die Plastik aber war eine steingewordene Versinnbildlichung der immer wiederkehrenden Bedrohung Südkärntens. [...] Sie war eine politische Demonstration in Bronze und sie hätte besser nie auf den geweihten Boden eines Friedhofs gehört.“¹²

Der jugoslawische Gesandte forderte am 30. September die originaltreue Wiederherstellung des Denkmals,¹³ von der Bundesregierung werden jedoch keine Schritte in diese Richtung gesetzt. Trotz des Abschlusses des Staatsvertrags im Jahr 1955, der einen Schutz für Gräber der Alliierten Soldaten mit sich bringt, dauert es noch bis 9. November 1961 als die Republik Österreich eine Umgestaltung des Denkmals beschließt. Die zerstörte Bronzeplastik kommt nicht mehr zur Aufstellung, stattdessen wird eine „nicht-provozierende“ Grabschale – im Gegensatz zur „provozierenden“ figürlichen Bronzeplastik – auf dem weitestgehend unbeschädigt gebliebenen Sockel aufgebracht.¹⁴ In den 1990er Jahren folgen einige Ergänzungen an der Sockel-Inschrift,¹⁵ bevor 2015 das Denkmal saniert und das Gräberfeld mit einem Granitbordstein eingefasst und jedem Kämpfer und jeder Kämpferin eine Granitplatte gewidmet wurde.¹⁶

Im Gegensatz dazu steht der zweite Standort des Denkmals am Peršmanhof. Am Ort eines NS-Massakers errichtete



Das PartisanInnen Denkmal am Peršmanhof mit der wiederaufgestellten Figurengruppe. Im Gebäude rechts befindet sich das Museum.

der PartisanInnenverband im Jahr 1983 ein neues Denkmal, zusammengeflickt aus den Resten der gesprengten Figurengruppe. In der Abgeschiedenheit der Südkärntner Berge ermordeten am 25. April 1945 – in den letzten Kriegstagen – Angehörige des SS- und Polizeiregiments 13 auf dem Peršmanhof elf Personen, nur drei Kinder überlebten schwer verletzt. Lisa Retzl konstatiert, dass der Peršmanhof tief im Gedächtnis der kärntner-slowenischen Bevölkerungsgruppe verankert ist: „Heute steht der Peršmanhof als *Pars pro Toto* für zahlreiche NS-Verbrechen an der überwiegend slowenischsprachigen Zivilbevölkerung der Region, die als Feind des NS-Regimes hätte vernichtet werden sollen.“¹⁷

Seit 1980 ist der Peršmanhof im Besitz des mittlerweile verstorbenen Eigentümers Ludvik Borovnik, der die Liegenschaft 1981 für 99 Jahre an den PartisanInnenverband verpachtet hatte.¹⁸ Das daraufhin eingerichtete Museum wird seit 2001 vom eigenständigen Verein/Društvo Peršman betrieben.¹⁹ Die Einrichtung des Museums gab für den damaligen Präsidenten des Partisanenverbandes, Janez Wutte-Luc, die Idee der Wiederaufstellung der Figurengruppe. Die deformierten Teile lagerten – lange unbemerkt – in der Genossenschaft Zadruha in Kühnsdorf/Sinča Vas wie Milan Wutte, Präsident des PartisanInnenverbandes anmerkt: „Dort ist es so im Eck gelegen, natürlich total deformiert durch die Sprengung. Es war mehr oder weniger in dem Lager drinnen, verstaubt, keiner hat sich irgendwie mit dem auseinandergesetzt.“²⁰

Die Restaurierung der Figurengruppe war von einigen Herausforderungen geprägt. Nicht nur weil Bronze schwer zu verarbeiten ist, sondern weil nicht alle originalen Teile vorhanden waren, sodass die Figurengruppe an einigen Stellen neu gestaltet werden musste. Die vom Künstler Marjan Matijević gestaltete Figurengruppe konnte tatsächlich wieder in einen – dem Ursprungszustand relativ ähnlichen – Zustand geschweißt werden. Der rechte Partisan trägt nun, anstatt seine Hand den Mitkämpfenden auszustrecken, eine Handgranate. Die Schweißspuren und Flicker zum Überdecken der Löcher sind als Zeugnis der Sprengung und Aufarbeitung – wie Narben – sichtbar geblieben.

Nach der Restaurierung in der Garage fand am 14. August 1983 die zweite Enthüllung der Figurengruppe statt, zu der wiederum einige hundert Interessierte und Angehörige gekommen waren.²¹ Nun wurde aber nicht mehr ein Grabdenkmal enthüllt, sondern ein – laut seiner Inschrift – Symbol des Kärntner und internationalen Kampfes gegen den Faschismus.

Das Denkmal am Vorplatz wurde seit seiner Aufstellung im Jahre 1983 nur mehr geringfügig verändert. Im Jahr 2014 sicherte eine Sanierung den Sockel und die Pflasterung des Vorplatzes sorgt seitdem für bessere Zugänglichkeit.²² Doch das Museum und der Gedenkraum im Haus haben sich gewandelt. Der Verein/Društvo Peršman betreibt seit 2001 das Museum am Peršmanhof und hat diese Tätigkeiten vom PartisanInnenverband übernommen. Seit dem Jahr 2011/2012 präsentiert sich der rundum



Das Denkmal in St. Ruprecht/Šentrupert mit Sockel und Opferschale auf dem Friedhof der Pfarrkirche.

erneuerte Hof mit einer neuen, wissenschaftlich überarbeiteten Ausstellung.²³

Die geschichtliche Bedeutung besteht zum einen in der ungewöhnlichen Genese des Denkmals mit seiner gewaltsamen Vernichtung, Umgestaltung und Wiederherstellung an anderem Ort. Zum anderen ist das Denkmal laut Milan Wutte „ein Gedenken an die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wie mit uns, mit der Volksgruppe umgegangen worden ist“.²⁴ Das Denkmal zeigt darüber hinaus – mit dem Sockel und seiner aufgesetzten Opferschale in St. Ruprecht/Šentrupert – eine für das Nachkriegsösterreich typische Entschärfung von „brisanten“ Denkmälern.

Kulturelle Bedeutung

Das Denkmal mit seinen zwei Standorten ist ein Dreh- und Angelpunkt für Zusammenkünfte und Feiern des PartisanInnenverbandes und darüber hinaus der slowenischen Volksgruppe. Beide Denkmalstandorte sind ein Teil der Festtags- und Gedenkkultur. Das Denkmal in St. Ruprecht/Šentrupert flankiert die Begräbnisse der Pfarre, zu Allerheiligen und Allerseelen organisiert der PartisanInnenverband Totenfeiern und gedenkt der für die Freiheit Österreichs Gefallenen.

Die Figurengruppe am Peršmanhof ist ein Symbol für den Kampf gegen den Faschismus, es flankiert den Hof und steht – mit seiner Siegespose – in einer Spannung zum hier verübten NS-Massaker. Zugleich ist es ein Symbol, bei dem „die Demokratie und die Freiheit des Menschen, das Selbstbestimmungsrecht des Menschen eingemahnt werden“, wie Zdravko Haderlap festhält.²⁵ Darüber hinaus steht es – mit den sichtbaren Verletzungsspuren an der Figurenplastik – auch für den Umgang der Republik Österreich und der deutschsprachigen

Mehrheitsbevölkerung mit der slowenischsprachigen Volksgruppe. Das Denkmal am Peršmanhof ist auch Kulisse der Reden bei den alljährlichen Gedenkveranstaltungen im Juni, zu der mehrere Hundert Menschen anreisen. Das Denkmal mit seinen zwei Standorten, seinen verschiedenen ihm eingeschriebenen Wirkungen ist einzigartig und daher

„auf Grund der geschilderten Singularität von nationaler Bedeutung“.²⁶

Verbreiterung der Erbegemeinschaft

In einem nationalen, aber auch regionalen und ethnischen Kontext können Denkmäler dazu dienen, Identität und Erbe zu formen. Diese sind jedoch von gesellschaftlichen Bedingungen abhängige Konstruktionen. Insbesondere bei Denkmälern, die sich nicht genau in einem nationalen Kontext – wie bei den PartisanInnen Denkmälern – verorten lassen, kommen Erben- und Identitätszuschreibungen schnell an ihre Grenzen.²⁷ Das 2005 vorgestellte Faro-Abkommen des Europarats versucht, diesen exklusiven Erbenbegriff zu erweitern, und misst „den Kulturerbegemeinschaften (*heritage communities*) besondere Bedeutung bei.“²⁸ Eine Erbegemeinschaft ist daher nicht mehr durch ihre ethnische oder staatliche Zugehörigkeit definiert, sondern alle Menschen, die sich dem Erbe zugehörig fühlen, können teilhaben. „Die Erben sind ungleich, sie bringen unterschiedliche Deutungskompetenzen ein, ob Experten oder Laien, Bewohner oder Besucher, Autoren oder Leser, Kenner oder Bewunderer.“²⁹

Die Erbegemeinschaft des PartisanInnen Denkmals hat sich seit seiner Aufstellung grundlegend verändert. Wichtiger und konstant anwesender Erbe des Denkmals ist der Eigentümer, Erhalter und Erbauer der beiden Denkmalstandorte, der PartisanInnenverband. Die Pfarre St. Ruprecht/Šentrupert ist zwar räumlich anwesend, nimmt allerdings eine passive, neutrale Rolle zum Denkmal ein.³⁰ Von Seiten staatlicher Stellen und Institutionen gibt es im Laufe der Zeit ein zunehmendes Bekenntnis zum Denk-

mal. Während Jugoslawien und Slowenien sich dem Erbe von Beginn an zugehörig gefühlt haben, sind österreichische Institutionen wie das Land Kärnten aber auch die Republik erst in den letzten Jahrzehnten mit ihrer Anwesenheit bei den Denkmälern aufgefallen. Ebenso spielen die Bürgermeister der Gemeinden Völkermarkt/Velikovec (Standort St. Ruprecht/Šentrupert) und Eisenkappel-Vellach/Železna Kapla-Bela eine wichtige Rolle bei der lokalen Verankerung des Denkmals. Während der damalige Bürgermeister von Völkermarkt/Velikovec der Einweihungsfeier 2015 ferngeblieben ist, hält der Eisenkappeler Bürgermeister Franz-Josef Smrtnik jedes Jahr eine Rede beim Denkmal.

Wichtigster Akteur für die Verbreiterung der Erbegemeinschaft ist der Verein/Društvo Peršman. Das Museum prägt die Wahrnehmung der Gedenkstätte Peršmanhof und trägt mit Vermittlungsarbeit, vor allem mit Schulen, zur Bekanntheit bei. Die BesucherInnenstruktur hat sich dabei zunehmend in Richtung eines deutschsprachigen, urbanen Publikums erweitert, sodass heute eine Vielzahl an Gruppen das Denkmal am Peršmanhof besucht.

Trotzdem gibt es nach wie vor Menschen, die dem Denkmal ablehnend gegenüber stehen. Vor allem deutsch-nationale, FPÖ-nahe Kreise lehnen das Denkmal ab.³¹ Aus Ablehnung den siegreichen PartisanInnen gegenüber wird das Denkmal als Provokation verstanden und als Projektionsfläche gegen die SlowenInnen genutzt. Zwar ist die Ablehnung in den letzten Jahren weniger geworden, Anfeindungen und Schmähungen gibt es dennoch bis heute.

Im Allgemeinen lässt die Verbreiterung der BesucherInnenstruktur beider Denkmäler auf eine Vergrößerung der Erbegemeinschaft schließen. Insbesondere die Tatsache, dass sich mehr Menschen für das Denkmal, den Peršmanhof und seine Geschichte interessieren und den Weg zu diesem abgeschiedenen Ort finden, weist darauf hin, dass sich der Kreis derjenigen, die sich aktiv im Sinne einer *heritage community* zum Denkmal bekennen, in den letzten Jahren wesentlich vergrößert hat. Das Denkmal hat sich gewandelt: Von einem Erinnerungszeichen mit lokaler Verankerung zu einem Denkmal mit österreichweiter und internationaler Anerkennung.

Denkmalschutz

Im Oktober 2019 wurde das PartisanInnen Denkmal am Peršmanhof und in

St. Ruprecht/Šentrupert unter Denkmalschutz gestellt. Das Bundesdenkmalamt hat damit der Bedeutung des Denkmals – nachdem es auf vielen anderen Ebenen schon anerkannt war – auch auf juristischer Ebene Rechnung getragen. Das Denkmal ist das bekannteste Kärntner PartisanInnen Denkmal und weist aufgrund seiner Geschichte, seiner Form, seiner Setzung einige Besonderheiten gegenüber den übrigen Denkmälern auf. Es ist eingebettet in eine Festtags- und Feierkultur mit lokaler Verankerung und überregionaler Bedeutung.

Der Transformationsprozess von einem Erinnerungsort für die kärntner-slowenische Community hin zu einem Ort für die gesamtösterreichische Öffentlichkeit hat entscheidend zur gesellschaftlichen Verankerung des Denkmals und dessen Geschichte beigetragen. Kein anderes Denkmal in Österreich hat so viele Emotionen hervorgerufen – bis zu seiner physischen Vernichtung. Diese Sachlage in Verbindung mit der Verbreiterung der Erbgemeinschaft in eine überregionale *heritage community* begründet ein nationales Interesse im Sinne des österreichischen Denkmalschutzgesetzes an seiner Erhaltung.

Die Zukunft wird zeigen, welche Auswirkungen die Unterschutzstellung für das Denkmal hat. Der Schutz bietet jedoch die Möglichkeit, sich mit dem Denkmal mit all seinen eingeschriebenen Bedeutungen und Aussagen weiterhin auseinanderzusetzen. Letztlich ist anzumerken, dass es in der Diskussion um Denkmalschutz und Wertigkeiten nicht allein um das PartisanInnen Denkmal gehen kann, sondern dass es um Grundprinzipien der zweiten österreichischen Republik und seiner Geschichte geht. Auch andere antifaschistische Erinnerungszeichen benötigen weitere Forschung und Untersuchung, um deren einzigartigen Stellenwert innerhalb der österreichisch-antifaschistischen, aber auch der international-antifaschistischen Denkmallandschaft würdigen zu können.

Anmerkungen:

1/ Erich Fein: Die Steine reden. Gedenkstätten des österreichischen Freiheitskampfes, Mahnmale für die Opfer des Faschismus. Wien: Europaverlag 1975, S. 14–17.

2/ Heimo Halbrainer: Erinnerungszeichen für PartisanInnen in der Steiermark, in: Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 2009. Schwerpunkt Bewaffneter Widerstand, Widerstand im Militär. Wien: LIT-Verlag 2009, S. 205–234, hier S. 209.

3/ Lisa Rettl: PartisanInnen Denkmäler. Anti-



Deutlich sind die Spuren der Sprengung und der Restaurierung auf der Figurengruppe zu sehen.

faschistische Erinnerungskultur in Kärnten. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2006.

4/ Borut Marjan Sturm/Črtomir Zorec: Padlim za svobodo – Den Gefallenen für die Freiheit. Klagenfurt/Celovec, Trieste/Trst: Drava Verlag/Editoriale Stampa Triestina 1987, S. 9.

5/ Rettl: PartisanInnen Denkmäler, S. 176; dies.: Kampf um die Erinnerung. Partisanendenkmäler und antifaschistisches Gedächtnis in Kärnten, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 13. Jg. (2006), Nr. 1, S. 7–10, hier S. 8.

6/ Interview mit Milan Wutte (Präsident des PartisanInnenverbandes Kärnten) am 30.11.2017.

7/ Bundesdenkmalamt: Bescheid und Amtssachverständigengutachten von Paul Mahringer, 19.8.2019, S. 4.

8/ Gerald Schlag: Burgenland. Geschichte, Kultur und Wirtschaft in Biographien. XX. Jahrhundert. Eisenstadt: Edition Rötzer 1991, S. 191.

9/ Rettl: PartisanInnen Denkmäler, S. 105.

10/ Kärntner Landesarchiv (KLA), Kt. 474, VR 181/1953, Zl. 3187/53 v. 10.9.1953.

11/ KLA, Zl. 3187/53 v. 18.12.1953.

12/ Dynamit, in: *Volkszeitung*, 12.9.1953.

13/ KLA, Zl. 3187/53 v. 18.12.1953.

14/ Fein: Die Steine reden, S. 138.

15/ Peter Pirker: Partisanen und Agenten. Geschichtsmythen um die SOE-Mission Clowder, in: *Zeitgeschichte*, 38. Jg. (2011), Nr. 1, S. 21–55, hier S. 35.

16/ Berchtold land.plan: Pläne und Entwürfe zu St. Ruprecht/Šentrupert und Peršmanhof, 8.11.2017.

17/ Lisa Rettl: Die Ermordung der Familie Sado-vnik am 25. April 1945. Einleitende Vorbemerkungen, in: dies./Gudrun Blohberger/Verband der Kärntner Partisanen (Hg.): Peršman. Göttingen: Wallstein Verlag 2014, S. 29–48, hier S. 37.

18/ Lisa Rettl: Vom Tatort zum musealen Erin-

nerungsort. Zur Geschichte der Gedenkstätte, in: ebd., S. 191–228, hier S. 195)

19/ Janine Wulz/Jonas Kolb: Der Gedenkort Peršmanhof, in: Arbeitskreis gegen den Kärntner Konsens (Hg.): Friede Freude Deutscher Eintopf. Rechte Mythen, NS-Verharmlosung, antifaschistischer Protest. Wien: Mandelbaum Verlag 2011, S. 315–334, hier S. 322.

20/ Interview mit Milan Wutte am 30.11.2017.

21/ Rettl: Vom Tatort zum musealen Erinnerungsort, S. 198.

22/ Berchtold land.plan: Pläne und Entwürfe.

23/ Rettl: Erinnerungsort, S. 206.

24/ Interview mit Milan Wutte am 30.11.2017.

25/ Interview mit Zdravko Haderlap (Vorstandsmitglied Verein/Društvo Peršman und Kulturvermittler) am 28.11.2017.

26/ Bundesdenkmalamt: Amtssachverständigengutachten, S. 4.

27/ Gabi Dolff-Bonekämper: National – Regional – Global. Alte und neue Modell gesellschaftlicher Erbenkonstruktionen, in: *Acta Historiae Artium. Zeitschrift der ungarischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 49 (2008), S. 235–241, hier S. 238.

28/ Veronika Ratzenböck/Elisabeth Wulz: Rahmenübereinkommen des Europarates über den Wert des Kulturerbes für die Gesellschaft. Wien: Bundeskanzleramt 2016, S. 9.

29/ Dolff-Bonekämper: National – Regional – Global, S. 239.

30/ Interview mit Josef Valeško (Pfarrer von St. Ruprecht/Šentrupert) am 28.11.2017.

31/ Lisa Rettl: 60 Jahre Minderheitenpolitik in Kärnten/Koroška. Ein Streifzug, in: Lisa Rettl/Werner Koroschitz (Hg.): heiß umfodet, wild umstritten...“. Geschichtsmythen in Rot-Weiß-Rot. Klagenfurt/Celovec: Drava Verlag, S. 95–140, hier S. 128–132.

Zur Dialektik der Natur von Friedrich Engels

PETER KARL FLEISSNER

In der von Marx und Engels inspirierten Weltansicht spielt die Denkweise der Dialektik (wörtlich aus dem Griechischen: „Kunst der Unterredung“) eine strukturierende Rolle. Sie ist aber kein vom Himmel gefallenes Geschenk an uns Menschen, sondern das Ergebnis zahlloser Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit uns selbst, der Natur und der Gesellschaft. Dieses Ergebnis ist immer wieder zu überprüfen und wenn nötig zu modifizieren. Nach Engels ist die Dialektik die „Entwicklungsweise alles Seienden“. Sie bestimmt die Gesellschafts- und die Naturgeschichte und ist zugleich ein Art des Denkens. Marx und Engels waren nicht die Ersten, die sich fragten, welche Gesetze ihre Umwelt bestimmen. Schon in vorgeschichtlicher Zeit gab es dazu bemerkenswerte Antworten, wenn auch nicht im heutigen wissenschaftlichen Sinn.

Der Wettkampf als Ursprung der Dialektik

Es gibt Grund zur Annahme, dass die Identität einer Gruppe, eines Stammes oder einer Gemeinschaft durch Mythen aufrechterhalten wurde. Diese Mythen spiegelten die Kräfte der Vernichtung und die Kräfte für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Tradition wider. Ihre Grundstruktur¹ ist ähnlich: Sie beschreiben symbolisch den Ursprung des Kosmos und der Menschen, die Raum-Zeit-Ordnung einer Lebensgemeinschaft, die Verwandtschaftsbeziehungen, die sozialen Gegebenheiten und die Art und Herkunft von Ökonomie und Technik. Sie waren aber keine bloß geistigen Konstruktionen oder Kindermärchen, sondern wurden rituell nachvollzogen und nachgespielt. Die Unterscheidung der Menschen zwischen Gut und Böse, den Kräften der Finsternis und des Lichts, hat dort ihre Wurzeln.

Die erste schriftliche Überlieferung eines umfangreichen Mythos findet sich bereits vor 4000 Jahren im Gilgamesch-Epos. Der Kampf zwischen Gut und Böse wird darin als Auseinandersetzung zweier besonderer Persönlichkeiten dargestellt. Die eine Seite vertritt der zum Machtmissbrauch neigende Gilgamesch, der zu zwei Dritteln göttliche und zu einem Drittel menschliche Herrscher von Uruk, der nach Unsterblichkeit strebt.

Der von den Göttern gesandte Enkidu, der den Herrscher wieder zur Vernunft und das Gemeinwesen ins Gleichgewicht bringen soll, spielt den anderen Part. Der Kampf zwischen Gilgamesch und Enkidu kann auf der Ebene des Denkens als *These* und *Antithese* gelesen werden. Der Kampf bleibt unentschieden, die beiden Antagonisten, Gilgamesch und Enkidu, versöhnen sich und bleiben bis zum Tod freundschaftlich verbunden.² Die Beschreibung dieser Auseinandersetzung ist ein Vorläufer dialektischen Denkens.³

Das Motiv des Kampfes durchzieht auch spätere Kulturen. In der griechischen Polis wurde der Wettkampf, der die jeweils Besten identifizierte und der Öffentlichkeit präsentierte, zum identitätsstiftenden Element. Es ist wahrscheinlich, dass die Denkformen der Logik, die sich im klassischen Griechenland entwickelten, den physischen Wettkampf zum Vorbild hatten. Aufgrund der alltäglichen Praxis von Wettkämpfen, nicht nur zu Zeiten der Olympiade, war eine Ausdehnung auf das Denken nur eine Frage der Zeit. Als erster Dialektiker gilt Heraklit, von dem Hegel stark beeinflusst war. Auch er geht vom Kampf aus. Der Logos, das Prinzip der Welt, besteht für ihn im Streit (*polemos*) als „Vater aller Dinge“. Die sich ständig wandelnde Welt ist geprägt vom ewigen Widerspruch der Polaritäten. Im Gegensatz zeigt sich eine tiefe, verborgene Einheit, ein Zusammengehören des Verschiedenen.

Der Kampf geht weiter: der Markt

Parallel zu den Wettkämpfen gab es eine Erscheinung, die zunächst nur lokale Gebiete betraf. Im klassischen Griechenland und in Rom wurde auf Märkten Gemüse und Obst, Getreide und Wein gehandelt. In der Renaissance dehnten sich diese Märkte weltweit aus. Aber erst der Kapitalismus machte es möglich, Märkte und Produktion zu verbinden und eine eigenständige Entwicklung loszutreten. Der griechische Wettkampf findet nun in neuer Form statt: Der Markt bestimmt, wer der/die Beste ist, indem er die Produkte der individuellen Arbeiten mit dem gesellschaftlich notwendigen Arbeitsaufwand vergleicht. Die teuren und schlechteren Anbieter müssen den Markt verlassen und gehen in den

Schuldturm, die siegreichen dehnen sich aus. Obwohl nun nicht mehr die Identitätssicherung der Gemeinschaft im Mittelpunkt steht, erfüllt der Markt auch hier eine gesellschaftliche Funktion: Effizienz und Qualität der Produktion wachsen, der Arbeitszeitaufwand fällt, die technische Entwicklung feiert fröhliche Urständ. Allerdings wissen wir, dass der Kapitalismus letztlich zu einer Zersetzung des Gemeinwesens führt, und „zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: die Erde und den Arbeiter.“⁴ Das Ergebnis ist eine Klassengesellschaft, mit der Garantie auf ein menschenverachtendes Leben vieler ohne Garantie auf ein menschenwürdiges Leben für alle.

Vom Mythos zur Wissenschaft

Besaßen wir in Europa bis zur Neuzeit vor allem ein mythisch-religiöses Verständnis der Welt, so sind es heute die Wissenschaften, die in den meisten Fällen auf den lieben Gott verzichtet haben. In der Umgestaltung der Natur sind wissenschaftliche Erkenntnisse vor allem durch ihre Anwendung in ständig neuen Technologien sehr erfolgreich in der Umgestaltung der Natur geworden und erscheinen als Königsweg zum Verständnis der Welt. Sie zeichnen sich durch ihre vielseitige, logisch-mathematische Methodik (Statistik und Wahrscheinlichkeitstheorie, Kategorisierung, mathematische Modelle) aus, und dadurch, dass sie mittels Abstraktionen Gesetzmäßigkeiten entdecken.

Aber immer stoßen sie in eigentlich normative Gebiete vor, wo ihr Erklärungspotenzial fragwürdiger wird. Engels hat schon früh den Januskopf der Technik bemerkt, von dem wir täglich in der Zeitung lesen können: Umweltverschmutzung, Ausrottung von Tier- und Pflanzenarten, Verseuchung durch Radioaktivität, Klimawandel usw. In seinem Werk „Der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen“ sagte er dazu ganz prophetisch: „Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unseren menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solcher Siege rächt sie sich an uns.“⁵

Mit der Vertreibung Gottes wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet: Menschliche Kriterien, wie z.B. Mitgefühl auf individueller und Solidarität

auf gesellschaftlicher Ebene, spielen in den Naturwissenschaften keine Rolle. Jede geschichtsmächtige Ideologie konnte somit die Natur vereinnahmen. Im Nationalsozialismus z.B. wurde auf Effizienz in allen Bereichen gesetzt, im Flugzeugbau wie bei der Ermordung von Menschen in den Gaskammern. Im Kapitalismus dienen die Wissenschaften der maximalen Ausbeutung von Mensch und Natur.

Dennoch sind die Einsichten der modernen Naturwissenschaften von großem Wert. Sie erlauben die Beschreibungen von Welten im Großen wie im Kleinen, die einer unmittelbaren Beobachtung unzugänglich sind. Wir werden sie in einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft benötigen, um die Welt wieder menschenfreundlicher zu gestalten.

Ihre Methodik hat jedoch Grenzen. Der aus Brunn stammende Logiker Kurt Gödel (1906–1978), einer der Freunde Albert Einsteins, konnte für komplexere mathematische Systeme nachweisen, dass dort Aussagen entweder nicht mehr als wahr oder falsch qualifiziert werden können oder dass die Aussagen selbst nicht widerspruchsfrei sind. Die Unfehlbarkeit der Mathematik war plötzlich eingeschränkt, der bis dahin ungebrochene Glaube an ihre Vollkommenheit, Widerspruchs- und Fehlerfreiheit nicht mehr gerechtfertigt. Es zeigt sich auch an diesem Beispiel, dass eine Grenzüberschreitung zu einem umfassenderen Denken nötig ist.

Gesetze der Dialektik

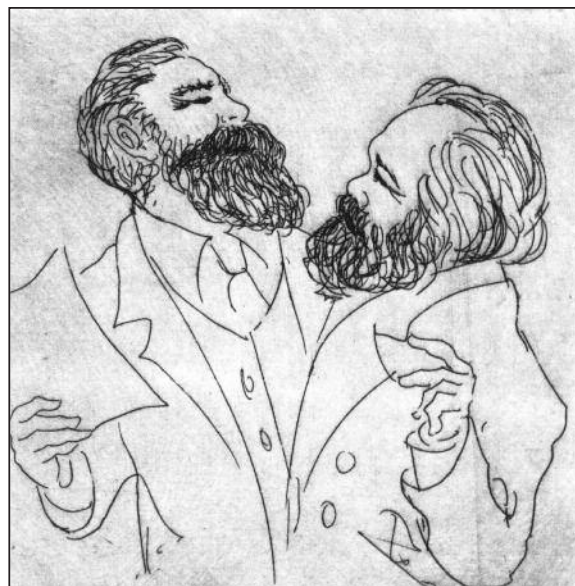
„Wenn wir die Natur oder die Menschengeschichte oder unsre eigne geistige Tätigkeit der denkenden Bewegung unterwerfen, so bietet sich uns zunächst dar das Bild einer unendlichen Verschlingung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen, in der nichts bleibt, was, wo und wie es war, sondern alles sich bewegt, sich verändert, wird und vergeht.“⁶ So hat Friedrich Engels die erste Stufe seiner Einsicht in das Weltganze zusammengefasst. Wie lässt sich ein vertieftes Verständnis über uns selbst, über die natürliche und gesellschaftliche Umwelt gewinnen?

Engels hat sich an diesen nicht gerade leichten Fragen abgearbeitet. Er wollte das gesamte Gebiet der Wissenschaften, die Natur-, die Gesellschaftswissenschaften und die Philosophie auf ihre darin verborgenen Gesetzmäßigkeiten durchforsten. Das Schlüsselwort dabei ist die Dialektik, die er als Wissenschaft von den Zusammenhängen im Gegensatz zur Metaphysik entwickeln wollte. „Es

ist also die Geschichte der Natur wie der menschlichen Gesellschaft, aus der die Gesetze der Dialektik abstrahiert werden. Sie sind eben nichts anderes als die allgemeinsten Gesetze dieser beiden Phasen der geschichtlichen Entwicklung sowie des Denkens selbst. Und zwar reduzieren sie sich der Hauptsache nach auf drei: das Gesetz des Umschlagens von Quantität in Qualität und umgekehrt; das Gesetz von der Durchdringung der Gegensätze; das Gesetz von der Negation der Negation. Alle drei sind von Hegel in seiner idealistischen Weise als bloße Denkgesetze entwickelt: das erste im ersten Teil der ‚Logik‘, in der Lehre vom Sein; das zweite füllt den ganzen zweiten und weitaus bedeutendsten Teil seiner ‚Logik‘ aus, die Lehre vom Wesen; das dritte endlich figuriert als Grundgesetz für den Aufbau des ganzen Systems.“⁷

Naturdialektik

Diese Gesetze versuchte Engels in seinem Werk „Dialektik der Natur“ speziell in der Mathematik und den Naturwissenschaften nachzuweisen. Der Text wurde ab 1873 konzipiert und in Teilen niedergeschrieben, aber erst 1925 in der Sowjetunion in deutscher Sprache veröffentlicht. Das Werk findet sich in Band 20 der Marx-Engels-Werke, der blauen in der DDR herausgegebenen Reihe. Engels konnte sich dabei auf die Ausführungen Hegels in dessen „Wissenschaft der Logik“ stützen. Die „Dialektik der Natur“ ist eines der umstrittensten Werke des marxistischen Klassikers, sogar manche linke Intellektuelle sprechen ziemlich abschätzig über dieses Werk, vor allem, wenn es um die Dialektik in der Mathematik und den Naturwissenschaften geht.⁸ Dennoch meine ich, dass viele von Engels angesprochene Themen in den modernen Einzelwissenschaften vorkommen. Besonders der Entwicklungsgedanke zieht sich wie ein roter Faden durch die Natur- und Systemwissenschaften. Er zeigt sich in der Physik (Relativitätstheorie, Quantentheorie, Theorie der Elementarteilchen) und in der Molekularbiologie, aber auch in Disziplinen wie der Evolutionären Ökonomie, der Evolutionären Erkenntnistheorie, in der Theorie komplexer Systeme, in der Synergetik, der Autopoiesis (Selbstzeugung), in der Kybernetik, die



von Norbert Wiener begründet wurde und in ihrer Weiterführung als Kybernetik 2.0 von Heinz von Förster, um nur einige zu nennen. In der Kybernetik sind es nichtlineare Funktionen und die Rückkopplung, die zu Selbstorganisationsprozessen führen, in ihrer erweiterten Variante 2.0 spielt zusätzlich der Zufall eine Rolle, der deterministische Prozessen überlagert.

Herbert Hörz,⁹ der ehemalige Leiter des Zentralinstituts für Philosophie der DDR, Gründer der Leibniz-Sozietät und jetzt deren Ehrenpräsident, ist einer der Wenigen, die sich bis heute ausführlich mit der Engels'schen Dialektik der Natur beschäftigen. Er erläutert die drei Gesetze: „Das Gesetz von der Einheit und dem ‚Kampf‘ der Gegensätze beantwortet die Frage nach der Quelle der Entwicklung, des ‚Warum‘, die in den inneren und äußeren dialektischen Widersprüchen des Systems besteht. Das Gesetz vom Qualitätsumschlag im Rahmen einer Grundqualität bezieht sich auf das ‚Wie‘, das zu neuen Qualitäten (und Quantitäten) in einem Entwicklungsprozess führen kann. Das dritte Gesetz erfasst die Entwicklungsrichtung in ihrer Zyklizität als scheinbare Rückkehr zum Alten, wo Höherentwicklung, aber auch Stagnation und Regression auftreten können.“¹⁰ Hörz warnt vor einer schematischen Anwendung der Gesetze, wie sie zeitweise im Marxismus-Leninismus des Realsozialismus vertreten wurde.

Dialektik als Heuristik

Hörz ist m.E. einen wichtigen Schritt in der Interpretation der Dialektik gegangen, indem er den Stellenwert des dialektischen Denkens nicht als zwingendes Naturgesetz gefasst hat, sondern als Heuristik. Heuristik ist nach Hörz die



Ausgaben von Engels' „Anti-Dühring“: Leipzig 1878, Moskau 1946, Berlin 1948, Berlin 1970, Wien 1971

„schöpferische Suche nach Problemlösungen ohne vorgegebenes, einfach abzuarbeitendes Lösungsschema.“¹¹ Verwendet man Dialektik als Heuristik, wird die Erkenntnissuche gefördert, indem die bestehenden Auffassungen mit dem Hinweis auf entgegengesetzte Positionen im Sinn dialektischer Widersprüche einer Kritik unterzogen werden können. So kann sich etwa die hypothetische Übertragung erfolgreicher Denkweisen auf bisher unerforschte Gebiete als brauchbar erweisen. Engels selbst gab einen Hinweis, der in Richtung der Interpretation von Hörz weist: „Selbst die formelle Logik ist vor allem Methode zur Auffindung neuer Resultate, zum Fortschreiten vom Bekannten zum Unbekannten, und dasselbe, nur in weit eminentem Sinne, ist die Dialektik, die zudem, weil sie den engen Horizont der formellen Logik durchbricht, den Keim einer umfassenderen Weltanschauung enthält.“¹²

Hörz fügt den dialektischen Grundgesetzen weitere Prinzipien hinzu, die Unerschöpflichkeit des materiellen Geschehens, die Strukturiertheit der Materie, den dialektischen Determinismus und das Prinzip der Entwicklung. Damit bieten sich Anschlussmöglichkeiten zu einer entwicklungsorientierten Philosophie, wie sie etwa von Edgar Morin unter dem Titel „La Methode“ zwischen 1977 und 2004 in sechs umfangreichen Bänden ausgearbeitet wurde, die auf die modernen Naturwissenschaften angewendet werden sollte. Robert Steigerwald hat sich 1994 zur modernen Wissenschaft und ihrer materialistisch-dialektischen Interpretation geäußert.¹³

Für eine materialistische Grundlage

Engels und Marx wenden sich gegen den Hegel'schen Ausgangspunkt, „dass der Geist, der Gedanke, die Idee das Ursprüngliche, und die wirkliche Welt nur der Abklatsch der Idee sei.“¹⁴ Dies war schon von Feuerbach aufgegeben. [...]

Mit dem idealistischen Ausgangspunkt fällt auch das darauf konstruierte System. [...] Es ist aber daran zu erinnern, dass [sich] die naturwissenschaftliche Polemik gegen Hegel [...] nur gegen diese beiden Punkte gerichtet hat: den idealistischen Ausgangspunkt und die den Tatsachen gegenüber willkürliche Konstruktion des Systems. Nach Abzug von allem diesem bleibt noch die Hegelsche Dialektik. [...] Bei Hegel herrscht in der Dialektik dieselbe Umkehrung alles wirklichen Zusammenhangs wie in allen andern Verzweigungen seines Systems. Aber, wie Marx sagt: „Die Mystifikation, welche die Dialektik in Hegels Händen untergeht, verhindert in keiner Weise, dass er ihre allgemeinen Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewusster Weise dargestellt hat. Sie steht bei ihm auf dem Kopf. Man muss sie umstülpen, um den rationalen Kern in der mystischen Hülle zu entdecken.“¹⁵

Engels wendet sich gegen das metaphysische Denken, das seine Zeit weitgehend bestimmte. Die Dinge und Gedankenabbilder werden dabei vereinzelt, starr, unbeweglich und als ein für allemal fix vorgegebene Objekte betrachtet. Gegensätze, die auftreten, werden einfach nebeneinander gestellt. „Ein Ding existiert entweder oder es existiert nicht, positiv und negativ, Ursache und Wirkung schließen einander aus. Dieses Denken ist oft mit dem so genannten gesunden Menschenverstand identisch, der aber in der Wissenschaft Schiffbruch erleidet.“ Der Geist „erlebt ganz wunderbare Abenteuer, sobald er sich in die weite Welt der Forschung wagt; und die metaphysische Anschauungsweise, auf so weiten, je nach der Natur des Gegenstands ausgedehnten Gebieten sie auch berechtigt und sogar notwendig ist, stößt doch jedes Mal früher oder später auf eine Schranke, jenseits welcher sie einseitig, borniert, abstrakt wird und sich in unlösliche Widersprüche verirrt, weil sie

über den einzelnen Dingen deren Zusammenhang, über ihrem Sein ihr Werden und Vergehen, über ihrer Ruhe ihre Bewegung vergisst, weil sie vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht.“¹⁶ An anderer Stelle schreibt Engels: „Der Fehler liegt darin, dass diese Gesetze als Denkgesetze der Natur und Geschichte aufoktroiert, nicht aus ihnen abgeleitet werden. Daraus entsteht dann die ganze gezwungene und oft haarsträubende Konstruktion: Die Welt, sie mag wollen oder nicht, soll sich nach einem Gedankensystem einrichten, das selbst wieder nur das Produkt einer bestimmten Entwicklungsstufe des menschlichen Denkens ist. Kehren wir die Sache um, so wird alles einfach und die in der idealistischen Philosophie äußerst geheimnisvoll aussehenden dialektischen Gesetze werden sofort einfach und sonnenklar.“¹⁷

Dialektik in den Naturwissenschaften

Engels zieht die Naturwissenschaften seiner Zeit als Testfeld heran. Dort sucht er nach Antworten, um eine Orientierungshilfe für das Denken zu gewinnen und meint: „Die Natur ist die Probe auf die Dialektik“. Allerdings gäbe es nur Wenige, die dialektisch zu denken gelernt haben. Daher komme „die grenzenlose Verwirrung, die jetzt in der theoretischen Naturwissenschaft herrscht und die Lehrer wie Schüler, Schriftsteller wie Leser zur Verzweigung bringt.“¹⁸

Im Vorwort zur Neuauflage von „Herrn Eugen Dühring's Umwälzung der Wissenschaft“ schreibt Engels 1885, dass er sich über seine Außenseiterposition durchaus im Klaren war: „Marx und ich waren wohl ziemlich die einzigen, die aus der deutschen idealistischen Philosophie die bewusste Dialektik in die materialistische Auffassung der Natur und Geschichte hinübergerettet hatten. Aber zu einer dialektischen und zugleich materialistischen Auffassung der Natur gehört Bekanntschaft mit der Mathema-

tik und der Naturwissenschaft.“¹⁹ Sehr verständlich begründete Engels, warum gerade in den Naturwissenschaften dialektisches Denken nötig ist. „Das theoretische Denken einer jeden Epoche, also auch das der unsrigen, ist ein historisches Produkt, das zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Form und damit sehr verschiedenen Inhalt annimmt. Die Wissenschaft vom Denken ist also, wie jede andere, eine historische Wissenschaft, die Wissenschaft von der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Denkens. Und dies ist auch für die praktische Anwendung des Denkens auf empirische Gebiete von Wichtigkeit. Denn erstens ist die Theorie der Denkgesetze keineswegs eine ein für allemal ausgemachte ‚ewige Wahrheit‘ [...]. Die formelle Logik selbst ist seit Aristoteles bis heute das Gebiet heftiger Debatte geblieben. Und die Dialektik gar ist bis jetzt erst von zwei Denkern genauer untersucht worden, von Aristoteles und Hegel. Gerade die Dialektik ist aber für die heutige Naturwissenschaft die wichtigste Denkform, weil sie allein das Analogon und damit die Erklärungsmethode bietet für die in der Natur vorkommenden Entwicklungsprozesse, für die Zusammenhänge im ganzen und großen, für die Übergänge von einem Untersuchungsgebiet zum anderen.“²⁰

Sich auf diese Grundidee stützend, untersuchte Engels folgerichtig den dialektischen Inhalt der Mathematik, der Mechanik, der Physik, der Chemie und der Biologie seiner Zeit. Er reicherte seine theoretischen Überlegungen immer mit anschaulichen Beispielen an. Dazu wählte er in der Mathematik das Problem der scheinbaren Apriorität der mathematischen Abstraktionen, in der Astronomie das Problem der Entstehung und Entwicklung des Sonnensystems, in der Physik die Lehre von der Umwandlung der Energie, in der Chemie das Problem der Atomistik, in der Biologie das Problem der Entstehung und des Wesens des Lebens, die Theorie der biologischen Zelle und den Darwinismus. Den Übergang von der Naturwissenschaft zur Geschichte der Gesellschaft bildet die von Engels ausgearbeitete Theorie von der Arbeit als die Grundbedingung für die Entwicklung des Menschen.²¹

Dialektik in der Mathematik

„In der Naturwissenschaft selbst aber begegnen uns oft genug Theorien, in denen das wirkliche Verhältnis auf den Kopf gestellt ist. [...] Wenn die Wärme während fast zwei Jahrhunderten als eine

besondere geheimnisvolle Materie galt, statt als eine Bewegungsform der gewöhnlichen Materie, so war das ganz derselbe Fall, und die mechanische Wärmetheorie vollzog die Umstülpung.“²² Diese Aussage zur Umstülpung ist immer noch aktuell. Sie gilt für die heute von manchen vertretene Ansicht, dass die Mathematik der Konstrukteur der Wirklichkeit wäre. So schrieb z.B. die deutsche Zeitung Die Welt: „Manche, wie der Physiker und Wissenschaftsphilosoph Max Tegmark vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) in Boston gehen sogar so weit zu sagen, dass die Mathematik – ähnlich wie in einem Computerspiel – die gesamte Realität steuert. Für Tegmark besteht die physische Welt ausschließlich aus Mathematik. Andere Wissenschaftler wie der britische Physiker und Mathematiker Stephen Wolfram, der die berühmte Software „Mathematica“ konzipierte, halten das hingegen für eine Illusion. Die Mathematik könne nur deshalb vieles gut beschreiben, weil die entsprechenden Formeln und Modelle für genau diese Fragestellungen entwickelt und optimiert worden seien.“²³

Die Dialektik der Null und ihre Konsequenzen

„Die Mathematik selbst betritt mit der Behandlung der veränderlichen Größen das dialektische Gebiet, und bezeichnenderweise ist es ein dialektischer Philosoph, Descartes, der diesen Fortschritt in sie eingeführt hat. Wie die Mathematik der veränderlichen sich zu der [Mathematik] der unveränderlichen Größen verhält, so verhält sich überhaupt dialektisches Denken zu metaphysischem.“²⁴

Wir Heutige nennen eine veränderliche Größe „Variable“. Sie ist ein Grundbaustein der Algebra (z.B. die Gleichung $y = 3x + 4z$ mit den Variablen x , y und z). Eine Variable vereint in sich alle Möglichkeiten des Quantitativen, das innerhalb eines bestimmten Zahlensystems ausgedrückt wird. Ist das Zahlensystem z.B. das der positiven ganzen Zahlen, reichen die Möglichkeiten von 1, 2, 3, 4... usw. Die reellen Zahlen durchlaufen alle rationalen und irrationalen Zahlen. Rationale Zahlen ergeben sich aus Dezimalbrüchen, irrationale Zahlen sind entweder Lösungen von Polynomgleichungen (Beispiel: Wurzel aus zwei) oder transzendente Zahlen (Beispiel $\pi = 3,14159...$). Die Null selbst ist, wie Hegel schon scharfsinnig feststellte, nicht Nichts, sondern, wie Engels ausführt: „Das Nichts eines jeden Quantums ist

aber selbst noch quantitativ bestimmt, und nur deshalb ist es möglich, mit Null zu rechnen. Dieselben Mathematiker, die in obiger Weise ganz ungeniert mit Null rechnen, d. h. mit ihr als einer bestimmten quantitativen Vorstellung operieren, sie in quantitative Verhältnisse zu anderen quantitativen Vorstellungen bringen, schlagen die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie bei Hegel dies verallgemeinert so lesen: ‚Das Nichts eines Etwas ist ein bestimmtes Nichts.‘“²⁵

Exkurs zur Vollautomatisierung

Der obige Hinweis ist für Menschen, die mit der Theorie von Marx über den tendenziellen Fall der Profitrate vertraut sind, wichtig. Die Profitrate r stellt eine Näherung für die Ertragslage eines Betriebes, eines Wirtschaftszweiges oder einer Volkswirtschaft dar. In ihrer einfachsten Form wurde sie von Marx als Quotient von Mehrwert m und der Summe aus konstantem Kapital c und variablen Kapital v definiert, in Symbolen ausgedrückt als $r = m / (c + v)$.

Alle Größen, die in der Definition der Profitrate vorkommen, hängen von der gesellschaftlich durchschnittlichen Arbeitszeit n ab, also $m = f(n)$, $c = g(n)$ und $v = h(n)$. f , g und h seien einfache Funktionen von n , z.B. $m = f(n) = a \cdot n$, $c = g(n) = b \cdot n$ und $v = h(n) = d \cdot n$. Üblicherweise wird die Konsequenz einer verstärkten Automatisierung in einer Verringerung der notwendigen Arbeitsstunden gesehen, die zu Arbeitslosigkeit führen kann, wenn die Arbeitskräfte nicht in anderen Sektoren aufgefangen werden. Der mögliche Mehrwert wird dann immer kleiner und das vorgeschossene Kapital wird immer mehr zu konstantem Kapital c , während das variable Kapital v verschwindet. So wird begründet, dass die Profitrate bei technischen Veränderungen und verstärkter Automatisierung kleiner wird und damit der Kapitalismus an eine Grenze stößt, die – bei geeigneten politischen Rahmenbedingungen – letztlich sein Ende bewirken würde. In der Sozialdemokratie wurden gerne solche Zusammenbruchstheorien vertreten, die keine aktive Herbeiführung seines Endes erfordern.

Nun entspricht dies nicht unbedingt dem mathematischen Ergebnis. Wie die Formel der Profitrate zeigt, sind alle Ausdrücke in ihrem Zähler und in ihrem Nenner Funktionen der Arbeitszeit. Geht die Arbeitszeit n gegen Null, wird die Profitrate $r = m / (c + v) = (a \cdot n) / (b \cdot n + d \cdot n) = 0 / 0$. Aber, wie man leicht durch Kürzen von n aus Zähler und Nenner zei-

gen kann, muss die Profitrate (wenn a größer als Null ist) auch bei Vollautomatisierung (also $n = 0$) nicht unbedingt Null werden, denn – wie man leicht berechnen kann, nimmt sie einen Wert an, der von Null verschieden ist, nämlich $r = a / (b + d)$, eine „in jedem Fall wirkliche Größe“.

Quantität und Qualität

Während der Begriff der Variablen erweiterte Freiheiten für *quantitative* Möglichkeiten bietet, ist andererseits genau dadurch eine Beschränkung der *qualitativen* Möglichkeiten festgelegt. Eine Variable in einem mathematischen Gleichungssystem, etwa in einem mathematischen Modell der österreichischen Wirtschaft, hat in der ganzen Zeit seiner Gültigkeit eine fixe Qualität, z.B. das Brutto-Inlandsprodukt (BIP) oder die Arbeitslosenquote. Durch diese Festlegung ist eine dynamische Entwicklung im Sinne einer dialektischen Betrachtung (z.B. qualitativer Wandel, Entstehung von Neuem) ausgeschlossen. BIP bleibt immer BIP. Diese Beschränkung widerspricht unserer Alltagserfahrung, die durchaus den qualitativen Wandel (Beispiel: Wasser, das sich in Eis oder in Wasserdampf verwandelt) und Entwicklungsprozesse (Mensch, der geboren wird, altert und stirbt) kennt.

Differenzialquotient

Im Rahmen meines Studiums ist mir aufgefallen, dass im Mathematikunterricht die Begriffe, die gelehrt werden, so gelehrt werden, als ob sie vom Himmel gefallen wären. Insbesondere gilt das für den Differenzialquotienten, der den Anstieg einer Kurve in einem speziellen Punkt angibt. Im Alltag kennen wir den Begriff z.B. als „Geschwindigkeit“. Dabei ist dieser Begriff mehrfach erfunden und in verschiedener Schreibweise dargestellt verwendet worden. Newton entwickelte ihn ab 1666, aber er ist erst 1704 veröffentlicht worden, während Leibniz seine Überlegungen schon 1684 publizierte. Dies führte ab 1710 zu einem Streit zwischen Leibniz und Newton. Heute geht man davon aus, dass die beiden Wissenschaftler ihre Ergebnisse unabhängig voneinander entwickelt haben. Was hat dieser Begriff mit Dialektik zu tun? Er stellt den erfolgreichen Versuch dar, zwei in einer Ebene liegende voneinander getrennte Punkte so in einen einzigen Punkt zusammenzuführen, dass im Differenzialquotienten der Weg, auf dem dies geschehen ist, als Quantität erhalten bleibt. Wie oben handelt es sich dabei um den Quotienten $0/0$. Man könnte in die-

sem Sinne sagen, dass der Differentialquotient die dialektische Einheit von Bewegung und Ruhe ausdrückt und dabei selbst eine neue Qualität in der Begrifflichkeit der Mathematik darstellt, deren Quantität präzise angebar ist. Ohne diesen Begriff wäre die moderne Physik undenkbar. Erst der qualitativ neue Begriff des Differenzialquotienten hat ihre Entwicklung ermöglicht.

Wie entsteht Neues?

Es bleibt für dialektisch denkende Menschen die Aufgabe, die neuen Erkenntnisse in den Wissenschaften im Sinne der Dialektik zu hinterfragen und auf diese Weise spezifische Formen der Dialektik aufzufinden, die in den drei Grundgesetzen von Hegel/Engels nicht vorkommen und tiefere Einsichten in die Gesetzmäßigkeiten der Natur bieten. Dabei sollte man an dem Nobelpreisträger Ilya Prigogine nicht vorbeigehen, der sich in seinem Buch, das er gemeinsam mit Isabelle Stengers verfasst hat, durchaus lobend auf Engels bezieht: „Engels führt drei fundamentale Entdeckungen an: die Energie und die Gesetze ihrer qualitativen Umwandlungen, die Zelle als Grundbaustein des Lebendigen und Darwins Entdeckung der Evolution der Arten. Angesichts dieser großartigen Entdeckungen kam Engels zum Schluss, dass der Mechanizismus tot sei.“²⁶

Prigogine und Stengers haben sich mit dem Auftreten von neuen Qualitäten in der Welt im Rahmen der Physik und Molekularbiologie beschäftigt und gezeigt, dass bisher der zweite Hauptsatz der Wärmelehre einseitig interpretiert worden ist. Auf der Basis des zweiten Hauptsatzes entwickelt sich ein abgeschlossenes System stets in Richtung zunehmender Entropie, das heißt, dass nur noch Unordnung und Chaos herrschen und die Welt im so genannten Wärmetod versinken würde. Der Wärmetod ist ein von Rudolf Clausius 1867 eingeführtes Bild für den Zustand des finalen thermischen Gleichgewichts des Universums, aufgefasst als abgeschlossenes System.

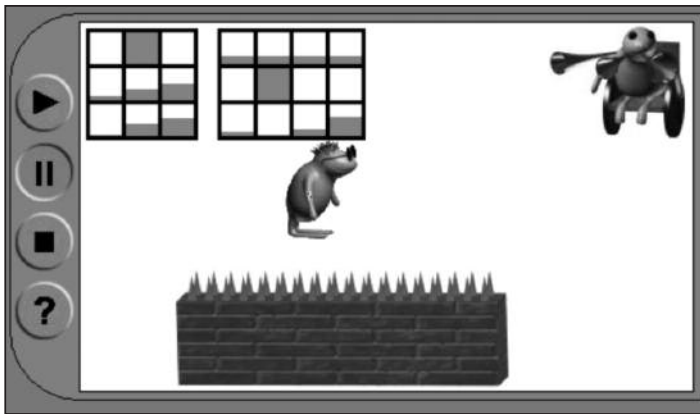
Dies war die bis in die 1960er Jahre weit verbreitete Auffassung der physikalischen und chemischen Evolution. Prigogine und Stengers haben jedoch gezeigt, dass trotz Geltung des zweiten Hauptsatzes fern vom thermodynamischen Gleichgewicht spontan neue materielle Strukturen entstehen können. Unordnung und Chaos können sich unter diesen Bedingungen in Ordnung verwandeln und so genannte dissipative Strukturen hervorbringen. Sie verringern lokal

die Entropie, indem sie Materie, Energie oder beides mit ihrer Umgebung austauschen und dadurch den Entropiezuwachs anderswohin verschieben. Lokal bilden sich durch Selbstorganisation Strukturen, die in der Nähe des thermodynamischen Gleichgewichts nicht auftreten könnten. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür: Die Bénardzellen, die beim Kochen von Wasser auftreten, aber auch Hurrikans, Kerzenflammen oder chemische Uhren, die in bestimmten Zeiten ihre Farbe selbsttätig ändern. Ebenso kann aus einer Kette von Kohlewasserstoffen spontan ein Benzolring, also eine neue Struktur entstehen. In gewisser Weise beginnt so die Materie unter bestimmten Umständen ihre Umgebung widerzuspiegeln. Erst bei einer bestimmten Umgebungstemperatur beginnt der Bénardeffekt oder das Blinken der chemischen Uhren.

In Übereinstimmung mit diesen Ergebnissen scheint es interessant, dass Lenin bereits in seinem 1908 verfassten erkenntnistheoretischen Werk „Materialismus und Empirio-kritizismus“ darauf hinwies, dass es logisch sei, „anzunehmen, daß die ganze Materie eine Eigenschaft besitzt, die dem Wesen nach der Empfindung verwandt ist, die Eigenschaft der Widerspiegelung“. Bis heute ist diese Aussage umstritten, denn was ist das „Wesen der Empfindung“? Bezieht sie sich auf ein Phänomen, das von außen oder nur von innen wahrgenommen werden kann? Hier ist weitere Forschungsarbeit nötig.

Computerdialektik

Am Institut für Gestaltungs- und Wirkungsforschung an der TU Wien haben KollegInnen und ich versucht, einen evolutionären Informationsbegriff zu formulieren, der sich mit der Entwicklung der Welt ebenfalls entwickelt und mit der Widerspiegelung zusammenhängt. „Information ist der Inhalt der Widerspiegelung“, formulierte der Berliner Biologe und Informatiker Klaus Fuchs-Kittowski den Zusammenhang. Formen der Widerspiegelung reichen von der einfachen Wechselwirkung der vier grundlegenden physikalischen Gesetze des Zusammenhangs der Materie über einfache physikalische und chemische Widerspiegelungsvorgänge (Beispiele: ein Stein wird von der Sonne erwärmt, Zufrieren eines Sees, Bénardzellen, chemischer Blinker), über Widerspiegelung der Umwelt bei Pflanzen und Tieren (Beispiel: Kirschblüte im Frühling), beim Einzelmenschen (wo die Lüge auftreten kann, als Verkehrung der Wahrheit) bis zu komplexen Kommuni-



Der blinde Springer: Sprachentstehung auf dem Computer

kationsvorgängen in der menschlichen Gesellschaft („fake news“).

In den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gab es Diskussionen, ob der Computer in der Lage ist, Neues hervorzubringen, oder ob er nur dem simplen Schema von *garbage in, garbage out* (Müll hinein, Müll heraus) folgt, ohne einen qualitativen Wandel hervorzubringen wie der US-Philosoph John Searle behauptet hat.

Der blinde Springer

Gemeinsam mit meinen Söhnen hat mich diese Fragestellung gereizt. Sie hat zu einem einfachen Computerprogramm mit dem Namen „Der blinde Springer geführt“, das online angesehen werden kann.²⁸ Es demonstriert, wie aus der Dialektik von Zufall und Notwendigkeit eine simple Sprache entsteht, die nicht nur die beiden Subjekte am Computerbildschirm verstehen lernen, sondern die auch Sie als Beobachter/in nachvollziehen können. Die Situation ist leicht zu beschreiben. Zwei computergenerierte Wesen interagieren miteinander, ein Blinder, der über ein Hindernis springen soll, und ein Lahmer, der das, was er sieht, dem Blinden durch einen bestimmten Ton aus einer Trompete signalisiert. Aber die Lage der beiden ist anfangs völlig zufällig bestimmt. Der Blinde hört auf das Trompetensignal und versucht durch einen Sprung zunächst zufälliger Länge, das Hindernis zu überwinden, das seine Länge ebenfalls zufällig ändert. Durch Versuch und Irrtum werden die Wahrscheinlichkeiten so modifiziert, dass die anfänglich gleiche Wahrscheinlichkeit für den Sprung und das Trompetensignal bei gutem Ergebnis verstärkt, bei negativem aber geschwächt wird (ein negatives Ergebnis tritt dann ein, wenn der Blinde zu weit oder zu kurz springt. Der Computer gibt dann ein Zischen von sich). Nach einigen Wiederholungen stellt sich eine feste Zuordnung von Ton-

kann. Bei Wiederholung des Experiments kann eine andere Sprache entstehen.

Um zu zeigen, dass diese Methode zur Erzeugung von Neuem nicht nur Fantasie ist, sondern auch in der Natur vorkommt, darf ich auf die Dissertation von Robert Jahn verweisen, der in seiner Arbeit „Aspekte des Informationsbegriffs in der Ethologie“ genau diese Methode zur Erklärung der Entstehung einer Vogelsprache („individuenspezifische Duett-Typen“) der Vogelart *Laniarius funebris* (Trauerwürger) aus der Gattung der Sperlingsvögel verwendet hat.²⁹ Aus einem Reisebericht über eine Sichtung dieses Vogels: „Wir fanden prächtig gefärbte Würger, unter denen der fast ganz schwarze Trauerwürger (*Dryoscopus funebris* Hartl.) besonders auffiel. Sein sonorer melodischer Pfiff wird von dem Gatten eines Paares begonnen, um vom Weibchen so schnell und exakt beantwortet zu werden, dass man stets den Eindruck hat, nur einen Vogel zu hören. Glasglockenartig tönt uns diese Unterhaltung der schönen Vögel vom dichten Ufergebüsch des Baches entgegen.“³⁰

„Der blinde Springer“ zeigt, dass auch am Computer Neues geschaffen werden kann, indem zufällige Vorgänge immer stärker deterministisch bestimmt werden. Dialektisch gesprochen hat sich aus Zufall eine Notwendigkeit für qualitativ Neues herausgebildet.

Heute wäre es eine interessante Aufgabe, die Entwicklung der Naturwissenschaften nach dialektischen Prozessen und ihrer Spezifik zu untersuchen, wie es Engels getan hat. Es ist meiner Meinung nach eine berechtigte Hoffnung, dass dadurch die Einsicht in spezielle Formen dialektischer Zusammenhänge, die in der Natur auftreten, vertieft werden kann.

Anmerkungen:

- 1/ Heinz Reinwald: *Mythos und Methode*. München 1991, S. 159f.
- 2/ Ebd., S. 211.

höhe und Sprungweite ein, d.h. eine Sprache zwischen den beiden Subjekten hat sich herausgebildet, die Sie als BeobachterIn verstehen können. Interessant ist, dass die Sprache, die entsteht, nicht vorhergesagt werden

3/ In ähnlicher Weise beschreibt Homer einen dreistufigen Kampf zwischen Odysseus und Ajas (oder Ajax), der unentschieden endet. „Beiden gebührt der Sieg; mit gleichem Preis denn belohnt.“ *Ilias* XXIII, Vers 735. <https://www.gottwein.de/Grie/hom/il23de.php> [1.11.2020].

4/ MEW, Bd. 23, S. 529f.

5/ MEW, Bd. 20, S. 452.

6/ Ebd., S. 20.

7/ Ebd., S. 125.

8/ Vgl. http://www.max-stirner-archiv-leipzig.de/dokumente/Fuelberth_vs_Hoerz.pdf [1.11.2020].

9/ Er hat seinen Standpunkt in dem Buch „Materialistische Dialektik. Aktuelles Denkinstrument zur Zukunftsgestaltung“ (Berlin: trafo-Verlag 2009) erläutert und neuerdings in einem Manuskript (im Druck) mit dem Titel „Naturdialektik als Heuristik“ für die Tagung „Naturdialektik“, die 2020 in Wittenberg stattfand, ausgeführt.

10/ Herbert Hörz: *Dialektik als Heuristik*, in: *Erwägen Wissen Ethik*, Nr. 17/2006, S. 169f.

11/ Ebd., S. 169.

12/ MEW, Bd. 20, S. 125f.

13/ Robert Steigerwald: *Abschied vom Materialismus? Materialismus und moderne Wissenschaft*. Bonn: Pahl-Rugenstein 1994.

14/ Die Philosophin Linda Obermayr meint, dass Engels Hegel hier falsch verstanden hat. Die starre Unterscheidung zwischen Idealismus und Materialismus bringe „selbst nichts zur Charakterisierung des Hegelschen Denkens. [...] Zu sagen, dass die ‚wirkliche Welt‘ nur ein Abklatsch des Geistes ist, ist völlig missverständlich, wenn man nicht bedenkt, dass der Geist sich ohnehin nur mehr auf sich bezieht. Da gibt es keine andere ‚wirkliche Welt‘ mehr außerhalb.“ (Mail vom 15.11.2020) Ich danke Linda Obermayr für diesen Hinweis.

15/ MEW, Bd. 20, S. 334f.

16/ MEW, Bd. 19, S. 203f.

17/ MEW, Bd. 20, S. 348.

18/ Ebd., S. 22.

19/ Ebd., S. 10.

20/ Ebd., S. 331.

21/ Siehe das Vorwort zu MEW, Bd. 20.

22/ MEW, Bd. 20, S. 335f.

23/ https://www.welt.de/print/die_welt/wissen/article150891282/Ist-Gott-ein-Mathematiker.html [1.11.2020].

24/ MEW Bd. 20, S. 113.

25/ Ebd. S. 525.

26/ Ilya Prigogine/Isabelle Stengers: *Dialog mit der Natur*. München, Zürich: Piper 1980, S. 219.

27/ Lenin: *Werke*, Bd. 14, S. 85.

28/ <http://peter.fleissner.org/springer/default.htm> [1.11.2020].

29/ https://www.academia.edu/1915604/Aspekte_des_Informationsbegriffs_in_der_Ethologie [1.11.2020].

30/ C. G. Schillings: *Mit Blitzlicht und Büchse im Zauber des Eleléscho*. Berlin 1905, <https://www.projekt-gutenberg.org/schillcg/elelesch/chap027.html> [1.11.2020].

Hedda Zinner

Schriftstellerin und Theatermacherin zwischen antikommunistischer Deutungsmacht und selektiver Erinnerungskultur

SABINE FUCHS

Die antifaschistische Schauspielerin, Regisseurin, Kabarettistin und Schriftstellerin Hedda Zinner ist heute kaum mehr bekannt. Ihre Stücke stehen nicht mehr auf den Spielplänen der Theater, und ihre Romane sind allenfalls noch antiquarisch erhältlich. Grund dafür ist, so steht zu vermuten, die bedeutende Rolle, die sie in der DDR innehatte. 1954 erhielt sie den Nationalpreis, 1975 den Vaterländischen Verdienstorden der DDR und kurz vor deren Ende 1989 auch den Nationalpreis 1. Klasse. Sie war eine hochgeachtete Intellektuelle des öffentlichen Lebens und unter anderem mit Johannes R. Becher und dessen Frau Lilly schon seit der Weimarer Republik und dem gemeinsamen Moskauer Exil befreundet. All das war im antikommunistischen Furor der 1990er Jahre verpönt, und Zinner, die 1994 im Alter von 90 Jahren in Berlin starb, blieb nicht genug Zeit, um sich im vereinten Deutschland neu zu behaupten.

In der spärlichen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit ihrem Werk nach 1989 wurde sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen,¹ kritisch bis negativ beurteilt. Dies geschah zumeist nicht in Form konkreter Argumente und auf Grundlage überprüfbarer Fakten, sondern vor allem durch negatives „Framing“² – also durch die Einbettung von Person und Werk in schon vorhandene negative Deutungs- und Assoziationsmuster, die unmittelbar und unbewusst Ablehnung hervorrufen und damit nicht mehr kritisch in Frage gestellt werden.

Dass die auf diese Weise suggestiv konstruierte Ablehnung erfolgreich war, zeigt die „damnatio memoriae“ Zinner, die bis heute keine wirkliche Auseinandersetzung mit ihrem Werk hat aufkommen lassen. Das ist umso erstaunlicher, als ihre Texte ein wesentlich differenzierteres Weltbild zeigen und viel interessanter sind, als es ihr ihre KritikerInnen in den 1990er Jahren zugestanden haben. So zeigen Teile ihres Werks eine klare feministische Perspektive – etwa der biografische Roman über die Frauenrechtlerin Luise Otto Peters „Nur eine Frau“, der in der DDR auch verfilmt wurde.³ Auch in anderen ihrer Romane stehen – oft auch mehrere – starke und

differenziert geschilderte Frauenfiguren im Zentrum, die noch aus heutiger Sicht zeitgemäß und emanzipiert erscheinen.⁴ Reaktionen auf ihre Romane erhielt sie vor allem von Frauen, wozu sie kritisch bemerkte, dass Männer wohl immer noch die „im Patriarchat verinnerlichte Einstellung zum künstlerischen Schaffen von Frauen [...] hätten“, dass diese nur „Frauenliteratur“ schaffen könnten.⁵ Ebenso freimütig wie lapidar äußerte sie sich auch zu ihren zwei Abtreibungen – zwei Kinder habe sie „in den schweren Jahren des Kampfes vor 1933 nicht austragen wollen“.⁶ Im Westen wäre das auf diese unspektakuläre Art und Weise nicht möglich gewesen. Schwierige, aber für lange Jahre bedeutende Themen waren für sie der Stalinismus, mit dem sie selbst in ihrem Moskauer Exil konfrontiert war, und die Auseinandersetzung mit dem oft verhärteten offiziellen Antifaschismus mancher jener WiderstandskämpferInnen, die später in der DDR politischen Einfluss erlangten. Dies hängt vor allem mit ihrer Biografie vor dem Jahr 1945 und dem Ende des Zweiten Weltkriegs zusammen.

Schauspielerin und Autorin

Hedwig („Hedda“) Zinner wurde am 20. Mai 1904 in Lwiw, dem damals zur Habsburger-Monarchie gehörenden Lemberg, als Tochter eines gutbürgerlichen Beamten geboren, der ein Jahr nach ihrer Geburt nach Wien versetzt wurde. Dort wuchs sie auf und besuchte die Schule.⁷ Ihre Mutter Laura war Rezi-tatorin, erteilte in ihrem eigenen Studio Unterricht in Sprechtechnik und Vortragskunst und organisierte Gedichtabende, bei denen sie gemeinsam mit ihren Schülern auftrat, unter anderem in der Wiener Urania.⁸ Auch die Tochter nahm Unterricht und stand schon mit zwölf Jahren mit der Mutter auf der Bühne. Ihr Vater, der nicht wollte, dass sie Schauspielerin wird, bestand darauf, dass sie eine Landwirtschaftsschule besuchte. Sie fügte sich zunächst, brach die Ausbildung dann jedoch ab und absolvierte gegen den väterlichen Wunsch zwischen 1923 und 1925 die Schauspielakademie in Wien.

Es folgte eine Zeit als Elevation am Raimundtheater. Schon als 18-jährige war

ihr Rollenfach „Liebhaberin und Salon-dame“, das Klischee des naiven Mädchens wollte sie nie erfüllen. Es folgten Engagements in Baden-Baden (wo sie unter Fritz Kortner, der sie förderte, die Hauptrolle in Hebbels „Herodes und Mariamne“ spielte),⁹ Wilhelmshaven, Bunzlau und Zwickau. An der Stuttgarter Volksbühne lernte sie Fritz Erpenbeck – zu dieser Zeit ebenfalls Schauspieler – kennen, den sie 1928 heiratete. 1929 ließ sich das Ehepaar in Berlin nieder. Erpenbeck war von Erwin Piscator als Dramaturg für seine zahlreichen Berliner Theaterprojekte gerufen worden. Zinner fand jedoch aufgrund der hohen Arbeitslosigkeit kein Engagement als Theaterschauspielerin.¹⁰

Stattdessen begann sie zu schreiben – antifaschistische und sozialkritische Texte zu aktuellen politischen Fragen wie Massenarbeitslosigkeit und Hungerkrise, Reportagen für die KPD-Zeitung *Rote Fahne*, die *Arbeiter-Illustrierten-Zeitung* (AIZ), die *Welt am Abend*, die *Arbeiterstimme* sowie für die Zeitschriften *Weg der Frau* und *Magazin für alle*. Auch in der österreichischen *Roten Fahne* wurden Texte von ihr veröffentlicht. Mit eigenen Songs und satirischen Sketches trat sie gemeinsam mit dem Komponisten Rolf Jacoby im Kabarett des „Künstler-Café“¹¹ auf, einem als „Küka“ bekannten Treffpunkt für linke und KPD-nahe Intellektuelle. Bei Veranstaltungen für ArbeiterInnen las sie eigene und fremde Texte, unter anderem von Erich Weinert, der großen Einfluss auf sie hatte. Daneben arbeitete sie als Komparsin für die UFA.

In die KPD trat Zinner ein, als eine Veranstaltung, die die rassistische Justiz in den USA kritisierte, gewaltsam von der Polizei aufgelöst wurde. Kurz darauf wurde sie auch Mitglied des *Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands*, wo sie Johannes R. Becher kennenlernte, und der Arbeiterkorrespondenzbewegung.¹² Damit zeigte sie auch nach außen, dass das Schreiben als berufliche Tätigkeit nun zumindest gleichwertig neben ihren Bühnenauftritten stand.

Exil in Prag

Sie und Fritz Erpenbeck lebten zu diesem Zeitpunkt in der „Künstlerkolonie

Berlin“, einer 1927 als gemeinsames gewerkschaftliches Projekt von der *Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger* und dem *Schutzverband Deutscher Schriftsteller* gegründeten Wohnsiedlung in Berlin-Wilmersdorf. Das Projekt war den Nationalsozialisten schon früh ein Dorn im Auge; im Februar 1933 führte die SA als „Hilfspolizei“ Hausdurchsuchungen und Verhaftungen durch, bei denen es zu gewaltsamen Übergriffen kam. Am 15. März gab es erneut eine Großrazzia mit zahlreichen Verhaftungen. Als Reaktion auf diese erste Verfolgungswelle von linken Intellektuellen verließen zahlreiche prominente Künstler und Schriftsteller Deutschland.¹³

Zinner absolvierte ihren letzten Bühnenauftritt vor der Emigration – einen Rezitationsabend – am 28. Februar 1933, dem Tag des Reichstagsbrands. Unmittelbar danach tauchte Fritz Erpenbeck unter und verließ Deutschland. Zinner blieb zunächst in der gemeinsamen Wohnung in der „Künstlerkolonie“ – sie glaubte noch daran, dass sie als Frau nicht gefährdet sei. Die Razzia vom 15. März mit ihren zahlreichen Verhaftungen bewies jedoch das Gegenteil, und Zinner floh zunächst in ihre Heimatstadt Wien und folgte Erpenbeck dann noch im März 1933 nach Prag.¹⁴

Die Stadt war aufgrund der liberalen Asylpolitik der Tschechoslowakei, die kein Visum für die Einreise forderte, für viele EmigrantInnen erster Anlaufpunkt. Die Prager Kulturszene war 1933 von wenigen Ausnahmen abgesehen sowohl von tschechischer als auch von deutscher Seite weltoffen und antinationalistisch, und es gab zahlreiche Hilfskomitees und Solidaritätsaktionen für Flüchtlinge. Diverse linke Theatergruppen wurden gegründet, zum Teil auch unter dem Dach der tschechischen Laientheaterbewegung.¹⁵ In diesem Klima konnten Zinner und Erpenbeck ihre vielfältige künstlerische Tätigkeit wieder aufnehmen. Er wurde Herausgeber der AIZ im Exil, sie schrieb dort, aber auch in der *Neuen Weltbühne*, im *Simplicus* und den von Wieland Herzfelde herausgegebenen *Neuen Deutschen Blättern*, teilweise unter dem Pseudonym Elisabeth Frank.¹⁶

Ab Mai 1933 bauten beide gemeinsam das politische Exilkabarett Studio 34 auf, dem zahlreiche emigrierte KünstlerInnen aus Deutschland angehörten, unter anderem der UFA-Schauspieler Erich Freund, der Musiker Rolf Jacoby, der Schriftsteller Albin Stübs und als Gast auch der Regisseur Hanuš Burger. Hedda Zinner schrieb die Texte, Fritz Erpenbeck stellte

sie zu einem Programm zusammen. Die SchauspielerInnen traten als chorisches Kollektiv auf, eine Form, die der tschechische Theatermacher, Dichter, Schriftsteller und Musiker Emil František Burian unter dem Namen *Voice Band* erfunden und 1928 bei einem Theaterfestival in Siena erstmals präsentiert hatte.¹⁷ Zinner war von diesem experimentellen Theaterstil sehr beeindruckt: „Sprechchöre von äußerster Präzision, miteinander, gegeneinander, sich überlagernd, ergänzend, unterstreichend, darüber hinweg oder eingefügt Einzelsprecher, Gesangsstimmen, Klopfgeräusche, Megaphone, alles wurde einge-

setzt, floß oft stark rhythmisiert und synkopisch kontrapunktiert zu einem Ganzen zusammen.“ Die experimentelle chorische Form hatte aber nicht nur theatertheoretische, sondern auch politische Gründe, wie im Auftittslied eines der Programme dargelegt wird: „Achtung! Achtung! Hier spricht das Studio 34! Wir sind ein Kollektiv! Drum ist es einerlei, ob ich es sage! Oder ich! Oder ich – oder ich – oder wir! Alles, was wir einzeln sagen, sagen wir im Kollektiv!“

Zinner schrieb für das Studio 34 drei Programme. Das erste hatte im März 1934 in der Prager Urania Premiere und die weltweite Arbeitslosigkeit, Rassismus, die Lynchjustiz gegenüber Schwarzen in den USA und Vorurteile gegenüber China zum Thema. Das zweite Programm, das in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Theater in Prag entstand, wurde im Oktober 1934 uraufgeführt; die satirischen Texte wurden durch Zitate aus Originaldokumenten und statistische Zahlen ergänzt. Im Gegensatz zum ersten Auftritt hatte die Truppe dieses Mal mit der Zensur zu kämpfen – die deutsche Botschaft hatte bei den tschechischen Behörden interveniert. Zinner ersetzte einen der inkriminierten Songs über Nacht mit dem Lied vom „Maulkorbzwang“: „Ach, wir armen Hunde haben alle einen Maulkorb an, weil man doch uns Hunde nicht frei



Hedda Zinner im Jahr 1925

laufen lassen kann...!“ Das dritte Programm, an dem Zinner beteiligt war, widmete sich Joachim Ringelnatz, der von den Nazis im April 1933 mit Auftrittsverbot belegt wurde und im November 1934 gestorben war.¹⁸

Exil in der Sowjetunion

Zu weiteren Auftritten kam es nicht, denn Fritz Erpenbeck wurde 1935 als Korrespondent für die AIZ nach Moskau geschickt, und Zinner ging mit ihm. In Moskau arbeitete sie wieder journalistisch und schrieb Reportagen über das Leben in der Sowjetunion, die 1953 unter dem Titel „Alltag eines nicht alltäglichen Landes“ in Buchform erscheinen sollten.¹⁹ Auf Anregung Lily Bechers entstand Ziners erster Gedichtband „Unter Dächern“, 1939 folgte mit „Das ist geschehen“ ein zweiter. Mit „Caféhaus Payer“ entstand in dieser Zeit auch ihr erstes Theaterstück, das das Leben einer Wiener Familie nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten zeigt.

Nach dem Überfall der Nationalsozialisten auf die Sowjetunion wurden Erpenbeck und Zinner im Herbst 1941 nach Ufa evakuiert und arbeiteten am Aufbau von Rundfunkstationen, die mit ihren Sendungen den Widerstand in Deutschland stärken sollten, mit. 1942 kam dort ihr Sohn John Erpenbeck zur

Welt, der in der DDR zu einem der wichtigsten Forscher in den Bereichen Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie avancierte. Seit 1943 wieder in Moskau journalistisch tätig, konnte sie im Juni 1945, einen Monat nach ihrem Mann, nach Berlin zurückkehren.²⁰

Die Moskauer Schauprozesse und die stalinistische Verfolgungswelle, von der auch viele EmigrantInnen betroffen waren, waren ein Schock, dem sie sich erst viel später stellen sollte: Seit Mitte der 1970er Jahre arbeitete sie an dem Buch „Selbstbefragung“, in dem sie ihre Moskauer Jahre und ihr Leben in der Sowjetunion unter Stalin kritisch hinterfragt, legte den Text wieder zur Seite, schrieb erneut daran. Er erschien schließlich 1989, kurz vor Ende der DDR.²¹ Auch in dem Roman „Katja“ und der Erzählung „Die große Ungeduld“ thematisierte sie den Stalinismus und den moralischen Rigorismus der alt gewordenen Antifaschisten. In beiden Texten sterben die Kinder – die Tochter Katja und in „Die große Ungeduld“ der Sohn Peter, der die DDR verlässt und in der BRD als Linksterrorist erschossen wird – vor ihren Eltern.²²

„Ravensbrücker Ballade“

Nach ihrer Rückkehr in das Deutschland der Nachkriegszeit wurde zunächst jedoch der Schock über die Realität der Konzentrationslager zum bestimmenden Faktor für ihre Arbeit. Noch 1945 lernte sie die Ravensbrück-Überlebende Cilly Bode kennen, eine Widerstandskämpferin, die sich in der Gruppe „Revolutionäre Arbeiter“ um Beppo Römer engagiert hatte,²³ und erfuhr von ihr erstmals Details aus dem Lagerleben. Unter dem Eindruck der Begegnung schrieb sie die „Ravensbrücker Sonette“,²⁴ die sie später allerdings als zu sentimental verwarf. Einige Jahre danach, wieder unter dem Eindruck einer persönlichen Begegnung, beschäftigte sie sich erneut mit Ravensbrück. Ende der 1950er Jahre lernte sie Erika Buchmann kennen, eine bayrische Kommunistin, Tochter eines Ministers der Räterepublik. Buchmann war 1935 verhaftet worden, verbrachte zunächst drei Jahre im Gefängnis und dann mit einer kurzen Unterbrechung insgesamt acht Jahre in Ravensbrück. Nach dem Krieg war sie zunächst Gemeinderätin in Stuttgart und Mitglied der verfassungsgebenden Landesversammlung, später Landtagsabgeordnete von Baden-Württemberg. Nach dem Verbot der KPD siedelte sie 1956 in die DDR über, arbeitete für das Ministerium für Kultur

an dem Konzept für die Mahn- und Gedenkstätte in Ravensbrück, sammelte Berichte von Lagerinsassinen und organisierte internationale Begegnungen ehemaliger Häftlinge.²⁵

In diese Zeit fällt auch ihre erste Begegnung mit Hedda Zinner; aus den Gesprächen entstand der Plan, ein Theaterstück über Ravensbrück zu schreiben. Buchmann führte Zinner durch die Gedenkstätte, verschaffte ihr Materialien und organisierte eine Lesung vor Ravensbrücker-Überlebenden.²⁶ Zinner hatte große Hochachtung vor Buchmann, obwohl sie in einigen Aspekten der Darstellung der KZ-Realität nicht einer Meinung waren. Und genau diese Aspekte waren es dann auch, die die Rezeption des Stücks „Ravensbrücker Ballade“ später beeinträchtigen sollten. Die Geschichte des Stücks dreht sich um die Rettung einer sowjetischen Rotarmistin, die erschossen werden soll, aber unter Mithilfe verschiedener Häftlingsgruppen mit einer falschen Lageridentität ausgestattet und versteckt werden kann. Zinner war es besonders wichtig, möglichst viele authentische Episoden und Details des Lagerlebens auf die Bühne zu bringen – allerdings literarisch komprimiert und verdichtet. Die Arbeitsverweigerung von Rotarmistinnen, die sich gemäß der Genfer Konvention als Kriegsgefangene verstanden, medizinische Experimente an Häftlingen, Transporte, die Frauen zur Vergasung nach Bernburg, Hartheim, Majdanek oder Auschwitz brachten, ein Hungerstreik, der sich gegen diese Transporte richtete, ein bestimmter historischer Transport von Sinti- und Roma-Frauen und Kindern, Rettungsaktionen durch Identitätstausch mit Verstorbenen, eine Bibelforscherin, die erschlagen wird, weil sie sich weigert, Blutwurst zu essen – all das waren durch Quellen belegte Fakten, um die Zinner die in ihrem Stück erzählte Geschichte der Rettungsaktion baut. Erika Buchmann schilderte auch die Figur der geretteten Rotarmistin selbst als authentisch, dies ist aber durch andere Quellen nicht belegt.²⁷

Zinner war es unter anderem ein Anliegen, die verschiedenen Häftlingsgruppen – die Politischen, die Bibelforscherinnen, die sogenannten Asozialen und Kriminellen – sowie die unterschiedlichen Nationen und Ethnien den Quellen entsprechend auf der Bühne darzustellen. Dabei kam es jedoch zu Meinungsverschiedenheiten zwischen ihr und Buchmann, die vor allem Aspekte der Darstellung von Sexualität zur Grundlage haben.²⁸ Während für Zinner auch Prostitu-

tion und lesbische Beziehungen als Teil der Lagerrealität im Stück Erwähnung finden sollten, befürchtete Buchmann, dass die ZuschauerInnen die Zusammenhänge nicht verstehen und den Frauen eine Schuld an ihrem Schicksal zugewiesen wird, die in Wirklichkeit ausschließlich bei der SS lag. Verständnisprobleme befürchtet sie auch in Zusammenhang mit der Figur der Bibelforscherin, die sie in eine streng religiöse Christin umgewandelt sehen wollte – auch, um das Stück für christliche ZuschauerInnen anschlussfähiger zu machen. Buchmann und Zinner konnten sich aber in beiden Fragen auf einen Kompromiss einigen.

Die „Ravensbrücker Ballade“ wurde am 6. Oktober 1961, dem Vorabend des Nationalfeiertags der DDR an der Berliner Volksbühne uraufgeführt. Regisseur war Fritz Wisten, ein guter Freund von Zinner, der von 1939 bis 1941 das *Theater des jüdischen Kulturbunds* geleitet und die Zeit des Nationalsozialismus durch eine so genannte „privilegierte Mischehe“ überlebt hatte. Bühnenbildner war Roman Weyl, der – was damals ungewöhnlich war – auch filmische Projektionen als Teil des Bühnenbilds einsetzte. Erika Buchmann hatte als Beraterin an den Proben teilgenommen und leitete zwischen Dezember 1961 und März 1962 nicht weniger als 59 Begleitveranstaltungen zu den Aufführungen, an denen insgesamt 2.542 ZuschauerInnen teilnahmen.²⁹ Die Aufführung wurde von der Presse als großer Erfolg gefeiert, Zustimmung kam auch aus Intellektuellenkreisen.³⁰

Verhinderte Verfilmung

Kritische Einwände äußerten allerdings „einige Ravensbrückerinnen“, die die eigene „Erfahrung für das Wesentlichste, den erlebten Ausschnitt für das Ganze“ hielten, wie Zinner schreibt: „Sie verwechselten Wirklichkeit und künstlerische Wahrheit.“³¹ Im Zentrum der Einwände stand der Vorwurf, Zinner habe mit der positiven Darstellung der Prostituierten Emmi, die den Verrat der Rettungsaktion verhindert und damit ebenso handlungsbestimmend wie die Heldin des Stücks, die Blockälteste und Kommunistin Maria wird, die sogenannten Asozialen und Kriminellen zu sehr ins Zentrum gestellt und sich zu sehr in der Darstellung von Details des Lageralltags verzettelt.³² Dass die Verräterin Ellen einen roten Winkel trägt und Zinner damit – ohne näher auf Ellens politische Zugehörigkeit einzugehen – die Gruppe der Politischen in sich differenzierte, trug ebenfalls zur Kritik bei.³³

Nach der Inszenierung an der Volksbühne wurde das Stück nur mehr wenige Male für die Bühne realisiert, sollte jedoch 1984 für das Fernsehen der DDR verfilmt und am 40. Jahrestag der Befreiung von Ravensbrück ausgestrahlt werden. Aber was zu Beginn der 1960er Jahre lediglich „kritische Einwände“ gewesen waren, zeigte nun in einem anderen, verhärteteren politischen Klima größere Wirkung. Zinner hatte ihren Autorenvertrag bereits unterschrieben, die Vorgespräche mit Regisseur Klaus Grabowsky und dem Dramaturgenteam waren weit fortgeschritten, als der Vorsitzende des „Komitees der antifaschistischen Widerstandskämpfer“ Otto Funke Einspruch gegen den Film erhob. Dies führte letztlich zum Abbruch der Probenarbeit und zum Verbot der Verfilmung. Obwohl es keine offizielle Begründung gab, stand erneut die Behauptung der Überbetonung der „Asozialen“ gegenüber den politischen Häftlingen im Mittelpunkt der Debatten.³⁴

Zinner hat die Absetzung der Verfilmung so getroffen, dass sie nicht nur am X. Schriftstellerkongress der DDR 1988 dazu Stellung nahm, sondern sich auch in einem ihrer letzten, nach dem Ende der DDR veröffentlichten Texte damit auseinandersetzte. „Der Film wurde zu einer Zeit verboten, da Neonazis wieder kräftig zu rühren begannen“, schrieb sie 1992, dem Jahr der rassistischen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen. Der „legitime Antifaschismus“ sei zu einem „legitimierten Antifaschismus“ übergegangen, der letztlich zu einer „Desensibilisierung der Gesellschaft“ zum Thema Faschismus und Nationalsozialismus geführt habe. „Ein Stoff für Tragödien kommender Jahre, die ich [...] nicht mehr gestalten, wohl aber erahnen kann.“³⁵

Es ist in gewisser Weise tragisch, dass Zinner nach dem Ende der DDR genau jene Haltung unterstellt wurde, die sie in ihren letzten Lebensjahren so vehement kritisiert hat. Grund dafür ist die antikommunistische Politisierung einer Geschichtsschreibung, die nicht an einer differenzierten wissenschaftlichen Debatte, sondern lediglich an der Delegitimierung der DDR interessiert ist.

Anmerkungen:

1/ Zu den Ausnahmen zählt etwa die Literaturwissenschaftlerin Simone Barck, die Zinner mehrfach interviewt und sie und ihr Werk auch nach 1989 gewürdigt hat. Vgl. Barck, Simone: Antifa-Geschichte(n). Eine literarische Spurensuche in der DDR der 1950er und 1960er Jahre. Köln, Weimar, Wien 2003, S. 102–107. Zinner

Enkelin, die Schriftstellerin Jenny Erpenbeck, machte die Biografie ihrer Großmutter zum Ausgangspunkt ihres Romans „Aller Tage Abend“ (München 2012).

2/ Zum Konzept des „Framing“ etwa Wehling, Elisabeth: Politisches Framing. Wie eine Nation sich ihr Denken einredet und daraus Politik macht. Köln 2016.

3/ Zinner, Hedda: Nur eine Frau. Berlin: Verlag Kultur und Fortschritt 1954. Bei der DEFA-Verfilmung im Jahr 1958 führte Carl Ballhaus Regie.

4/ So etwa in der autobiografischen Romantrilogie „Ahnen und Erben“ mit den Teilen „Regina“ (Berlin: Der Organ 1968), „Die Schwestern“ (Berlin: Der Morgen 1970) und „Fini“ (Berlin: Der Morgen 1973).

5/ Zinner, Hedda: Auf dem roten Teppich. Erfahrungen, Gedanken, Impressionen.

Berlin: Der Morgen ²1986, S. 433f.

6/ Ebd., S. 12.

7/ Schoppmann, Claudia (Hg.): Im Fluchtgepäck die Sprache. Deutschsprachige Schriftstellerinnen im Exil, S. 203–226, hier S. 203.

8/ Zinner: Auf dem roten Teppich, S. 90f.

9/ Ebd., S. 373f. und S. 463.

10/ Schoppmann: Fluchtgepäck, S. 203.

11/ Einsporn, Petra-Maria: Juvenals Irrtum. Über die Antinomie der Satire und des politischen Kabarets. Bern 1985, S. 158.

12/ Schoppmann: Fluchtgepäck, S. 204.

13/ Bothe-von Richthofen, Felicitas: Widerstand in Wilmersdorf. Berlin 1993 (Widerstand in Berlin, Bd. 7); Maurenbrecher, Manfred: Künstlerkolonie Wilmersdorf. Berlin 2016.

14/ Zinner: Auf dem roten Teppich, S. 24.

15/ Stach, Sabine: Theaterwelten zwischen Nation und Staat. Tschechisches und deutsches Theater in Prag in der Zwischenkriegszeit, in: *Bohemia*. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder, 51. Jg. (2011), Nr. 2, S. 389–415, hier S. 413.

16/ Schoppmann: Fluchtgepäck, S. 205.

17/ Hippen, Reinhard: Satire gegen Hitler. Kabarett im Exil. Zürich 1986, S. 62–68.

18/ Ebd., S. 45f.

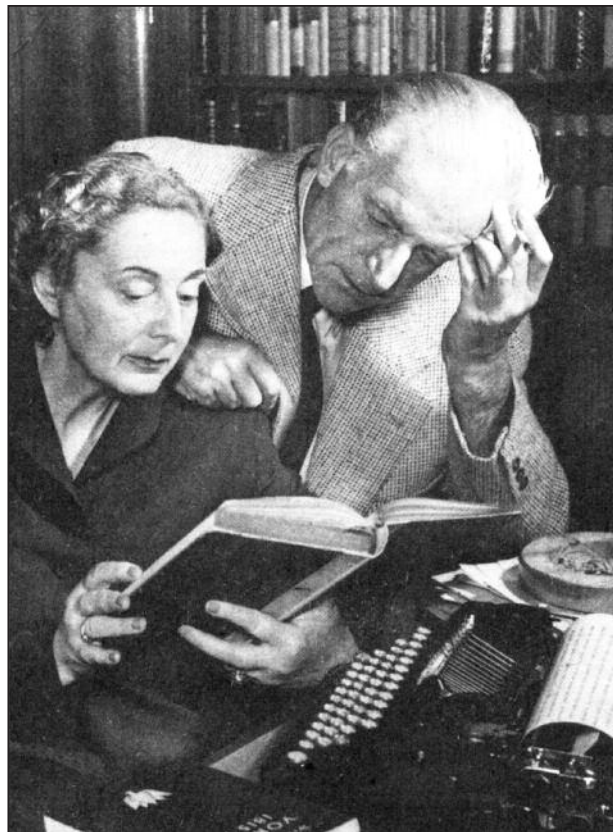
19/ Zinner: Auf dem roten Teppich S. 24.

20/ Schoppmann: Fluchtgepäck, S. 208f.

21/ Selbstbefragung. Berlin: Der Morgen 1989.

22/ Katja. Berlin: Der Morgen 1980; Die große Ungeduld. Berlin: Der Morgen 1988.

23/ Vgl. dazu Kraushaar, Luise: Berliner Kommunisten im Kampf gegen den Faschismus 1936–1942: Robert Uhrig und Genossen. Berlin 1981.



Hedda Zinner und Fritz Erpenbeck (1963)

24/ Zinner: Auf dem roten Teppich S. 69f.

25/ Philipp, Grit: Erika Buchmann (1902–1971). Kommunistin, Politikerin, KZ-Überlebende. Berlin 2013.

26/ Zinner: Auf dem roten Teppich, S. 269ff.

27/ Kwaschik, Anne: Ravensbrück als kommunistischer Erinnerungsort. Hedda Zinner's „Ravensbrücker Ballade“, in: *Dachauer Hefte*. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Nr. 24 (2008), S. 153–173, hier S. 157f.

28/ Zur Tabuisierung von Sexualität im Gedenken an die Konzentrationslager in beiden deutschen Staaten vgl. Wickert, Christl: Tabu Lagerbordell. Vom Umgang mit Zwangsprostitution nach 1945, in: Eschebach, Insa/Jacobeit, Sigrid/Wenk, Silke (Hg.): Gedächtnis und Geschlecht. Deutungsmuster in Darstellungen des nationalsozialistischen Genozids. Frankfurt/M., New York 2002, S. 41–58.

29/ Ebd., S. 161ff.

30/ Vgl. Zinner: Auf dem roten Teppich, S. 283.

31/ Ebd., S. 281.

32/ Kwaschik: Ravensbrück, S. 167.

33/ Schikorra, Christa: Die Un/Möglichkeit antifaschistischer Heldinnen. Die Ravensbrücker Ballade von 1961, in: Eschebach u.a. (Hg.): Gedächtnis und Geschlecht, S. 59–76.

34/ Zinner, Hedda: Legitimer und legitimatorischer Antifaschismus. Zur Aufführungsgeschichte der „Ravensbrücker Ballade“, in: Jaratz, Klaus: Ravensbrücker Ballade oder Faschismusbewältigung in der DDR. Berlin 1992, S. 175–204, hier S. 193–195.

35/ Ebd., S. 202–204.

Franz Leitner: ein „Gerechter unter den Völkern“

Widerstand in Wiener Neustadt und Buchenwald

HEIMO HALBRAINER

Wer ein Menschenleben rettet, rettet die ganze Welt“. Dieses alte hebräische Sprichwort findet sich auf jener Medaille eingraviert, mit dem der Staat Israel die „Gerechten unter den Völkern“ ehrt und die der Steirer Franz Leitner 1999 erhalten hat. Leitner – einer von derzeit 112 ÖsterreicherInnen,¹ die seit 1963 die höchste Auszeichnung erhalten haben, die Israel an Ausländer zu vergeben hat – hat unter Einsatz seines Lebens im Konzentrationslager Buchenwald Hunderten Kindern das Leben gerettet bzw. ihnen das Leben im Konzentrationslager erträglicher zu machen versucht.

Jugend in Wiener Neustadt

Franz Leitner wurde am 12. Februar 1918 in Wiener Neustadt als Sohn des Drehers Franz und der Hausfrau Helene Leitner geboren.² Nach der Volks- und Hauptschule besuchte er die Höhere Staatsgewerbeschule für Maschinenbau in Wiener Neustadt, wo er im Juni 1936 maturierte. Als Konstrukteur und Ingenieur konnte er allerdings erst nach dem „Anschluss“ 1938 arbeiten, denn bald schon nach der Matura wurde Franz Leitner wegen illegaler kommunistischer Betätigung festgenommen.

Franz Leitner war bereits sehr früh zur kommunistischen Bewegung gekommen. Im Alter von zwölf Jahren trat er einer Pioniergruppe bei, ehe er am 12. Februar 1933 – seinem 15. Geburtstag – in den bereits illegalen Kommunistischen Jugendverband (KJV) übertrat, wo er für zwei Jahre in der Kreisleitung Wiener Neustadt verschiedene Funktionen innehatte. Die Jungkommunisten waren – wie Karl Flanner berichtete, der selbst im KJV Wiener Neustadt aktiv war – in der ersten Phase nach den Februarkämpfen 1934 die einzigen, die mit öffentlichen bzw. öffentlichkeitswirksamen Aktionen auftraten. So haben sie bald nach den Februarkämpfen auf Kreuzungen rote Nelken und am 1. Mai bzw. am Antikriegstag am 1. August 1934 Flugblätter verteilt. Zudem sind sie mit ihren Fahrrädern durch die Stadt gefahren und haben dabei Streuzettel mit Hammer-und-Sichel-Zeichen ausgestreut sowie Losungen auf Holzplanken und Hausmauern geschrieben. In den Flug-

blättern riefen sie zum Kampf „gegen die Militarisierung der Jugend“ und gegen „jede Verschlechterung der Lebenslage der Arbeiterjugend“ auf, wie dies durch den „vaterländisch faschistischen Arbeitsdienst“ bewirkt wurde.³ Streuaktionen und Blitzkundgebungen wurden auch in der Folge weitergeführt. So marschierten sie am Vorabend des 1. Mai 1935 vom Wielandtor, dem Eingangsbäude zur ehemaligen Fliegerkaserne, die Gürtelstraße entlang, sangen Arbeiterlieder und verteilten dabei Flugblätter, ehe sie auf ein Zeichen hin verschwanden. Parallel dazu wurde von Method Hermann Palas, der in den Verteilerraum des E-Werks eingedrungen war, der Strom abgedreht.⁴ Der KJV Wiener Neustadt gab seit Anfang 1935 auch eine eigene Zeitung – *Der Kämpfer. Gebietszeitung des Kommunistischen Jugendverbandes Wiener Neustadt* – heraus, die wie auch die *Proletarierjugend*, die Zeitung des Kommunistischen Jugendverbandes Österreichs, in den einzelnen Vierteln von Wiener Neustadt verteilt wurde. Anfang des Jahres 1936 wurden im Zuge der Aushebung der illegalen Druckerei am Reitweg zahlreiche Mitglieder des KJV festgenommen und im Mai 1936 zu zum Teil hohen Strafen verurteilt.⁵ Zu diesem Zeitpunkt war Franz Leitner schon nicht mehr als Funktionär des Kommunistischen Jugendverbandes aktiv.

Seit Anfang des Jahres 1935 betätigte er sich in der Kreisleitung der *Roten Hilfe*, die zuvor durch Verhaftungen zusammengebrochen war. Auch innerhalb der KPÖ Wiener Neustadt kam es Anfang des Jahre 1936 zu mehreren Verhaftungen,⁶ sodass Leitner im März 1936, er war gerade 18 Jahre alt geworden, in die Stadtleitung der KPÖ übernommen wurde, wo er als Politischer Leiter fungierte. An seinem 18. Geburtstag führte die KPÖ anlässlich des zweiten Jahrestags der Februarkämpfe am 12. Februar 1936 im Pernerstorferhof eine so genannte Blitzveranstaltung durch: „Bei Einbruch der Dunkelheit betraten plötzlich durch alle Eingangstore die geheim benachrichtigten Kundgebungsteilnehmer den Hof, wo Wilhelm Schubert vom Pernerstorfer-Denkmal herab eine kurze Ansprache hielt, worauf die Kundgebungsteilnehmer vereinbarungsgemäß ebenso

rasch verschwanden, wie sie gekommen waren. Die mit Motorrädern anbrausenden Kriminalbeamten fuhren bereits ins Leere“,⁷ berichtete Karl Flanner.

Ein halbes Jahr später schlug die Polizei jedoch zu und verhaftete 31 für das Stadtgebiet und 32 für das Landgebiet von Wiener Neustadt zuständige Funktionäre der KPÖ.⁸ Einer davon war Franz Leitner, der am 26. Oktober 1936 festgenommen und gemeinsam mit dem Verbindungsmann der Provinzkommission Johann Südermann, dem Kreisleiter Josef Moser und dem Pol. Leiter Wilhelm Schubert am 10. Juni 1937 zu vier Monaten schweren Kerker und 15 Monaten Polizeihaft verurteilt wurde.⁹ Während der Zeit der Untersuchungshaft traten alle wegen kommunistischer Betätigung im Kreisgerichtlichen Gefangenenhaus Wiener Neustadt einsitzenden Häftlinge am 12. Februar 1937 in den Hungerstreik.¹⁰ Durch die Amnestie im Zuge des Berchtesgadener Abkommens kam Leitner, der die Haftstrafen in Wiener Neustadt und im Anhaltelager Wöllersdorf verbüßte, im Februar 1938 frei. Damit kehrte er gerade in jener entscheidenden Phase nach Wiener Neustadt zurück, als sich auch hier eine antinationalsozialistische Front zu formieren begann. Franz Leitner stürzte sich wieder in die politische Arbeit, um gemeinsam mit anderen den drohenden „Anschluss“ an Deutschland zu verhindern. Karl Flanner berichtete in seinen Erinnerungen über die Kundgebungen im Februar und März 1938 in Wiener Neustadt, wo die Kommunisten „mit unseren Feinden vom Februar 1934 gleichsam in einer Reihe“ standen. Am 9. und 10. März kam es am Hauptplatz zu Kundgebungen, wobei eine Vielzahl an Losungen hin- und herwogten. „Die Nazis, die ihr monotones ‚Ein Volk, ein Reich!‘ brüllten, wir mit unserer Ruf-Losung ‚Freiheit – Österreich!‘ und eine kleine Gruppe eher verschüchterter Anhänger der Vaterländischen Front, die ‚Rot-Weiß-Rot bis in den Tod‘ riefen.“¹¹

Diese Demonstrationen der Nazi-gegner und eine für den 11. März am Flugfeld geplant gewesene Kundgebung führten dazu, dass das Deutsche Nachrichtenbureau im Anschluss an die Rede von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg

am 11. März 1938 eine Klarstellung brachte, die auch in der *Wiener Zeitung* abgedruckt wurde. Darin hieß es, dass „der gewesene österreichische Bundeskanzler behauptet, daß es frei erfunden sei, wenn man erkläre, in Österreich seien Unruhen ausgebrochen und die Regierung sei nicht Herr der Lage. In den in aller Welt vorliegenden Berichten über Österreich wird darauf hingewiesen, daß bereits unzählige Zusammenstöße erfolgt sind und mancherlei Unruhen stattgefunden haben. So haben sich kommunistische Haufen in Wiener Neustadt zu einem bewaffneten Marsch nach Wien vorbereitet.“¹²

Die neue politische Situation nach dem „Anschluss“ an das nationalsozialistische Deutschland machte innerhalb der KPÖ eine Umstrukturierung notwendig.¹³ So wurde Franz Leitner, der seit seiner Haftentlassung wieder aktiv war, von der Provinzkommission der KPÖ aufgefordert, sich aus der Parteiarbeit zurückzuziehen, da er als polizeibekannter Aktivist eine Gefahr für den Neuaufbau der Organisation darstelle.¹⁴ In der Folge zog er sich nicht nur aus der Parteiarbeit zurück, er ging auch aus Wiener Neustadt weg und fand im Juni 1938 in Bremen Arbeit, wo er zunächst für einen Monat als Konstrukteur bei der Weser-Flugzeuggesellschaft beschäftigt war, ehe er als „politisch unverlässlich“ wieder entlassen wurde und in der Maschinen- und Armaturenfabrik Blumenthal-Rönnebeck eine Arbeit fand. Auch hier blieb er nicht lange, da er im November 1938 zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde. Im März 1939 kehrte er wieder nach Wiener Neustadt zurück und arbeitete bis zu seiner Verhaftung am 1. September 1939 in einem Aufzugsbaubetrieb in Wien.

Buchenwald

In der Zeit, in der Franz Leitner in Bremen bzw. beim Reichsarbeitsdienst war, haben die Aktivitäten der KPÖ in Wiener Neustadt nicht nachgelassen. Im Gegenteil, wie die SD-Außendienststelle Wiener Neustadt an den SD-Unterabschnitt Wien im Oktober 1938 berichtete: „Die Tätigkeit der KP war vor der kritischen Zeit und ist heute noch eine sehr rege.“¹⁵ Im Zuge der Kriegsvorbereitungen wurde daher eine „Sonderaktion gegen führende Kommunisten und Revolutionäre Sozialisten am 22.8.1939 in Wien und Wiener Neustadt“ gestartet. Im Bericht dazu heißt es: „Teils durch den Nachrichtendienst, teils auch durch die in den letzten Wochen und Monaten

durchgeführten unauffälligen Überwachungen und Ermittlungen wurde eine größere Zahl aktiv tätiger Kommunisten und Revolutionärer Sozialisten festgestellt. In Hinblick auf die gerade in der letzten Zeit wahrnehmbare erhöhte Aktivität namentlich der Kommunisten schien es geboten, gegen die bisher festgestellten illegalen Organisationsteile einzuschreiten und die weitere Tätigkeit derselben durch Festnahme ihrer Träger zu unterbinden.“¹⁶ Obwohl Leitner sich entsprechend der Order der Parteiführung aus der illegalen Tätigkeit für die KPÖ zurückgezogen hatte, wurde er am 1. September 1939 als einer von elf Wiener Neustädtern verhaftet und gemeinsam mit dem ehemaligen militärischen Leiter des Republikanischen Schutzbunds, Florian Bock, dem Sekretär des Schutzbunds, Anton Schiller, und den Schutzbundfunktionär Ludwig Knötig sowie den kommunistischen Funktionären Gregor Durinkowitz, Johann Klim, Josef Moser, Julius Puschek und Max Wankl ins Konzentrationslager Buchenwald überstellt,¹⁷ wo er am 7. September 1939 die Häftlingsnummer 4046 erhielt.

Als sie ins KZ Buchwald kamen, bestand das Lager seit etwas mehr als zwei Jahren, und 23.813 Häftlinge waren bis zum Kriegsbeginn am 1. September 1939 durch das Tor marschiert, auf dem „Jedem das Seine“ stand.¹⁸ Bis zur Befreiung sollten es rund 239.000 sein, von denen mehr als 33.000 getötet wurden. Im KZ Buchenwald, der „Hölle am Etersberg bei Weimar“, gab es aber auch Solidarität. Die politischen Häftlinge organisierten sich im Lager in nationalen Gruppen bzw. im Sommer 1943 auch in einem internationalen Lagerkomitee und versuchten die „Grünen“ – Kriminelle und sogenannte Berufsverbrecher – aus den Lagerfunktionen, wie Kapo, Blockältester, Stubendienst oder Schreiber, in die sie die SS als Helfer bei der Drangsalierung der Häftlinge gesetzt hatte – zu verdrängen, um in diesen Funktionen Möglichkeiten zu schaffen, die Lebensbedingungen für die Häftlinge erträglich zu gestalten. Franz Leitner, der – wie er in einem Lebenslauf nach der Befreiung angegeben hat – innerhalb der österreichischen Sektion der Kommunistischen Partei in der Organisationsleitung tätig war,¹⁹ wurde im Juli 1943 Blockältester in der Baracke 8 – dem „Kinderblock“.

Immer wieder landeten Kinder und Jugendliche im KZ Buchenwald. Diese kamen teilweise ohne ihre Eltern aus anderen Konzentrationslagern oder sie



Franz Leitner (1918–2005)

kamen mit ihren Eltern hierher, wo sie von diesen getrennt wurden, die weiter auf Transport geschickt wurden. Um die in Buchenwald verbliebenen Kinder und Jugendlichen vor Weitertransporten in Vernichtungslager zu bewahren, wurde das illegale Lagerkomitee aktiv. Dabei gelang es diesem, ab 1940 u.a. die sowjetischen und polnischen Jugendlichen – darunter zahlreiche jüdische – in Innen- und Handwerkskommandos unterzubringen und sie teilweise zu Mauerlehrlingen auszubilden. Der Lagerälteste, der Hamburger Kommunist Erich Reschke – nach der Befreiung Polizeipräsident von Thüringen – erreichte im Juli 1943 bei der SS-Schutzhaftlagerführung, dass die jüngsten Kinder nicht zur Arbeit mitgenommen werden mussten, wo sie nur im Wege stehen würden. Es wäre besser, sie unter Aufsicht in einer Baracke zusammenzufassen. Dafür wäre – so Reschke – die ehemalige Isolierbaracke 8 geeignet, die von einem Stacheldraht umgeben war.²⁰ Die illegale Leitung der KPD im Lager bat in der Folge die österreichischen Genossen, einen Kameraden für die Funktion eines Blockältesten zu benennen. Diese schlugen den damals 25jährigen Franz Leitner vor, der nun bis Oktober 1944 Blockältester im so geschaffenen „Kinderblock“ in Baracke 8 war.²¹ Anfangs lebten rund 160 vorwiegend russische, ukrainische und polnische Kinder und Jugendliche im Block. Diesen mangelte es nicht nur an allen lebenswichtigen Dingen, sie waren auch durch ihre Unkenntnis der Lagerverhältnisse dem Terror der Lager-SS ausgesetzt. Franz Leitner gelang es mit Hilfe der ihm zur Seite gestellten Stubendienste – dem Mitglied des illegalen sowjetischen Lagerwider-

stands, dem ukrainischen Leutnant Wladimir Cholopzew als Dolmetsch, dem ehemaligen Hauptmann Nikolaj Sadumow und dem früheren Artisten Jakov Gofman – die Jugendlichen in „leichte“ Arbeitskommandos einzuteilen, sie vor willkürlichen Strafen der SS zu schützen und sie mit zusätzlichen Lebensmitteln zu versorgen. Es gelang ihm auch bei der SS durchzusetzen, dass die Kinder unter 14 Jahren nicht in Arbeitskommandos ausrücken mussten und dass sie vom stundenlangen Appellstehen im Freien bei jeder Witterung befreit waren. Auch organisierten sie Unterrichtsmaterialien, und Cholopzew errichtete im Block 8 eine Schule für diese Kinder.

Im Sommer und Herbst 1944 stieg die Zahl der Jugendlichen im Block auf 400 an. Neben sowjetischen, österreichischen und jugoslawischen Jugendlichen kamen auch 150 ungarisch-jüdische Jugendliche und 15 polnisch-jüdische Kinder zwischen acht und zwölf Jahren nach Buchenwald, wo sie zunächst im „Kleinen Lager“, der „Pestbeule Buchenwalds“ landeten, wie Franz Leitner diesen Teil nannte, der Ende 1942 im Norden des Konzentrationslagers als Quarantänezone errichtet worden war. Die ungarisch-jüdischen Jugendlichen kamen zumeist aus Auschwitz, wo ein Teil ihrer Verwandten ermordet worden war, nach Buchenwald, um von hier aus zur Zwangsarbeit in Außenlager überstellt zu werden, wie etwa jenes bei Ohrdruf (Thüringen), wo sie Stollenanlagen in den Berggraben sollten.²²

Leitner gelang es, wie er berichtete, „mit Hilfe der Kameraden in der Schreibstube – Kapo Hans Neumeister und seinem Stellvertreter Benno Biebel – eine große Anzahl von ihnen aus dem berüchtigten ‚Kleinen Lager‘ in den Block 8 zu überführen. Durch Manipulationen der Schreibstube trugen sie im Block nicht den David-Stern auf der Kleidung und waren damit äußerlich nicht als Juden gekennzeichnet, was sie kurz vor der Befreiung vor der Evakuierung rettete.“²³ Als die Lager-SS nach diesen Jugendlichen fragte, erklärte Leitner, dass sie für den Weitertransport ins Außenlager S III bei Ohrdruf im Block zusammenbleiben müssten. Und als die SS-Wachen sahen, dass sich diese Jugendlichen weiterhin im Block aufhielten, bestach er sie mit Zigaretten und anderen Mitteln.

Als kurz vor der Befreiung die Kinder und Jugendlichen im Block 8 zum Appell antreten mussten, wurden die jüdischen Jugendlichen und Kinder aufgefordert, vorzutreten. Nachdem aber Wil-

helm Hammann, Leitners Nachfolger als Blockältester, von der Schreibstube erfahren hatte, dass die Juden noch vor der Befreiung ermordet werden sollten, schärfte er den jüdischen Kindern und Jugendlichen ein, sich nicht zu melden. Als tatsächlich kein Kind und kein Jugendlicher reagierte, fragte die SS, ob hier tatsächlich keine Juden sind, worauf Hammann antwortete: „Meines Wissens gibt es Kinder aller möglichen Nationalitäten in dieser Gruppe – Tschechen, Polen, Ukrainer –, aber keine Juden.“²⁴ Durch diese Lüge, vielmehr aber durch die Nichtkennzeichnung der jüdischen Jugendlichen als Juden konnten alle wenige Tage später die Befreiung des Lagers erleben.

Franz Leitner war in dieser Phase nicht mehr im „Kinderblock“ auf Baracke 8. Er wurde im Oktober 1944 gemeinsam mit fünf deutschen, zwei sowjetischen und fünf österreichischen Genossen, unter anderem dem Kapo des Baukommandos III, Karl Rauch, dem Kapo des Arbeitskommandos „Pathologie“, Gustav Wegerer, und dem Mitglied der internationalen Lagerorganisation, Hans Sündermann, im Zusammenhang mit einer illegalen Feier für den im August 1944 im Lager ermordeten Vorsitzenden der KPD, Ernst Thälmann, in den Bunker – den Arrest im Konzentrationslager – geworfen, wo er 100 Tage bleiben musste.²⁵ Leitner kam erst wieder im Februar 1945 aus dem Arrest, als sich herausstellte, dass er nicht an der Gedenkfeier teilgenommen hatte. In der Folge wurde er Schreiber im Block 40.

Auf Block 8 war nach seiner Verhaftung der ehemalige Lehrer und kommunistische Abgeordnete zum Hessischen Landtag, Wilhelm Hammann, Blockleiter geworden. Dieser konnte sich – wie Leitner meinte – „auf eine gewachsene, verschworene und festgefügte Gemeinschaft von Erwachsenen und Jugendlichen stützen“ und zahlreichen jüdischen Kindern das Leben retten, weshalb auch er von der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet wurde.²⁶

Als das Ende des NS-Regimes näher rückte und mit ihm auch die Alliierten, versuchte die SS-Wachmannschaft Anfang April 1945, das Lager zu evakuieren. Zu diesem Zeitpunkt befanden sich rund 47.500 Menschen im Lager, allein 22.900 davon im Hauptlager und 18.000 in den Pferdeställen des „Kleinen Lagers“. Kurz vor dem Ende des Regimes sollten die führenden Köpfe des Lagerwiderstands oder solche, die die SS

dafür hielt, ermordet werden. Daher übermittelte die Gestapo in Weimar am Abend des 5. April 1945 der Schreibstube des Konzentrationslagers eine Liste mit 46 Personen, die zur Exekution vorgesehen waren. Auf dieser Liste standen auch die Namen von drei Österreichern: Akim Lewit, Eugen Kogon und Franz Leitner. Das Lagerkomitee beschloss, dass sie sich am Morgen des 6. April 1945 nicht melden und sich vielmehr in der Seuchenbaracke des Lagers verstecken sollten.

Während ab 7. April 1945 zigtausende KZ-Häftlinge Buchenwald in Richtung Dachau, Flossenbürg und Theresienstadt verließen, versuchte die internationale Widerstandsorganisation im Lager, diese Tod bringenden Evakuierungsmärsche zu verzögern, um möglichst vielen Häftlingen eine Befreiung durch die US-Armee im Lager zu ermöglichen. Am 11. April 1945 begannen die SS-Mannschaften das Lager zu verlassen und gemeinsam mit vielen anderen war Franz Leitner mit dabei, als die Häftlinge das Lager selbst übernahmen und über 200 SS-Männer verhafteten, die sie den US-Truppen übergaben.

Laut einem Bericht an das amerikanische Kriegsministerium waren zum Zeitpunkt der Befreiung noch rund 20.000 Häftlinge, darunter 550 Österreicher im Lager.²⁷ Im Block 8 befanden sich noch über 370 Jugendliche und Kinder, wobei einer der jüngsten der siebenjährige Israel Meir Lau, der spätere Oberrabbiner des Staates Israel, war.

Mit der Befreiung kamen neue Aufgaben auf das Lagerkomitee zu. Die vielfach unterernährten und oft auch kranken Häftlinge mussten betreut werden – der Krieg war ja noch nicht zu Ende, und an eine Rückkehr in die Heimatländer der einzelnen Häftlinge war Mitte April noch nicht zu denken. Aus diesem Grund konstituierte sich das bislang illegal tätige Internationale Lagerkomitee umgehend als legale Lagerverwaltung, der, wie schon zuvor, Otto Horn als Vertreter der österreichischen Häftlinge angehörte. Die einzelnen Nationen sammelten ihre Angehörigen auf eigenen Blocks, wobei die Österreicher gemeinsam mit den Jugoslawen auf Block 49 kamen. In den Wochen nach der Befreiung war Franz Leitner im Lager der Sekretär der KPÖ und des österreichischen Nationalkomitees, ehe er mit einer Gruppe von Österreichern, die einen Autobus in den Straßen rund um Weimar organisiert hatten, am 16. Mai 1945 die Heimreise antrat.²⁸ Mit in seiner Tasche hatte er ein

Schreiben vom Vorsitzenden des russischen Komitees und Mitglied des Internationalen Lagerkomitees, Ivan Smirov, in dem es hieß: „Das Kollektiv der befreiten sowjetischen Bürger des Konzentrationslagers Buchenwald spricht dem stählernen und energischen Antifaschisten, Genossen Leitner Franz, sehr großen Dank aus. [...] Er deckte die vom russischen militärpolitischen Zentrum gegründete Schule für Kinder im 8. Block, nachdem er es erreicht hatte, dass nicht ein einziges Kind zur Arbeit gehen musste, wobei er sein eigenes Leben aufs Spiel setzte. Von der Gestapo arrestiert und in den Bunker inhaftiert, gab Genosse Franz kein Wort preis, obwohl er von allen Führern des russischen militärpolitischen Zentrums wusste. Dank seiner Standhaftigkeit und seines Durchhaltevermögens bei Verhören konnten wir ruhig unsere Kampfarbeit fortsetzen. In tiefer Dankbarkeit im Namen der befreiten sowjetischen Bürger.“²⁹

Vizebürgermeister und Landtagsabgeordneter

Unmittelbar nach seiner Rückkehr am 23. Mai 1945 war Franz Leitner wieder innerhalb der Leitung der KPÖ in Wiener Neustadt aktiv. Denn als Karl Flanner ein paar Tage nach Leitner aus Buchenwald kommend in Wiener Neustadt eintraf und Ende Mai 1945 ins neue Parteihaus der KPÖ in die Kollonitschgasse 12 ging, fand er dort Franz Leitner, der mit Hans Kalt und Florian Bock das Sekretariat leitete.³⁰

Die Stadt selbst war ein Trümmerhaufen, wie der sozialistische Bürgermeister Rudolf Wehrl anlässlich einer Bürgermeister-Tagung am 7. Juli 1945 festhielt: „Von den 4000 Häusern der Stadt sind durch die Kriegsereignisse nur 18 unbeschädigt geblieben. Rund 800 wurden zur Gänze vernichtet und rund 2000 schwer beschädigt. Zur Zeit der Besetzung der Stadt waren von 45.000 Einwohnern nur 800 zurückgeblieben, die tage- und nächtelang die Brände bekämpften. Daraufhin galt es, die in den verlassenen, zerstörten und ausgebrannten Geschäften und Lagerräumen noch vorhandenen Waren und Lebensmittel zu sichern, mit denen dann die zurückkehrende Bevölkerung, die inzwischen auf 15.000 Personen angestiegen ist, durch volle zwei Monate hindurch zu versorgen war. Brot konnte nur ½ bis 1 Kilogramm wöchentlich zugeteilt werden, für die Fleischversorgung stand nur Pferdefleisch mit unzulänglichen Wochenrationen von 10 bis 15 Dekagramm zur Ver-



Gruppenbild befreiter Österreicher im KZ Buchenwald, 3. Reihe, 1.v.l.: Franz Leitner

fügung. An Mehl wurde bisher nur ein einziges Mal ¼ Kilogramm pro Person ausgegeben, ebenso erfolgte an Fett nur eine einmalige Ausgabe von 3 Dekagramm pro Person. Wochenlang war die Wasser- und Stromversorgung vollkommen unterbunden und kann ebenso wie das schwerbeschädigte Kanalsystem nur langsam wieder in Ordnung gebracht werden.“³¹ Dieser und noch zahlreicher weiterer Probleme musste sich die noch im April 1945 gebildete Stadtrepräsentanz – d.h. der Bürgermeister und die drei von den Parteien SPÖ, ÖVP und KPÖ nominierten Vizebürgermeister – annehmen, die im Juli 1945 provisorische Gemeindeausschüsse bildete, wobei die Parteien auch hier die einzelnen Mitglieder ernannten.

In dieser Phase wirkte Franz Leitner zunächst als Stadt- und Bezirkssekretär der KPÖ, und nachdem sich am 26. November 1946 der „Provisorische Gemeindeausschuss für Wiener Neustadt“ konstituiert hatte, in dem die SPÖ 24, die ÖVP neun und die KPÖ sieben Mitglieder entsandte, war Franz Leitner einer der sieben Vertreter der KPÖ und gleichzeitig auch einer der drei Vizebürgermeister der Stadt.³² Um die Wiener Neustädter Bevölkerung seitens der KPÖ zu informieren, gab Franz Leitner gemeinsam mit Karl Flanner zunächst die *Stadtnachrichten* heraus, die ab 1947 *Stadt- und Bezirksnachrichten* und schließlich ab 1949 *Wr. Neustädter Nachrichten* heißen sollten.³³ Nach der ersten Gemeinderatswahl vom 7. Mai 1950, bei der die KPÖ sechs Mandate, die ÖVP zwölf Mandate und die SPÖ 22 Mandate erringen konnte, war Leitner einer von insgesamt acht Stadträten, bis er 1954 nach Graz übersiedelte.

Im Jänner 1953 starb der Landessekretär der KPÖ Steiermark, Erich Sinitsch, im Alter von 45 Jahren überraschend an einer Bauchspeicheldrüsenentzündung.³⁴ Sinitsch war erst 1950 zum Landessekretär gewählt worden, nachdem Otto Fischer nach Wien gegangen war. Leitner erhielt nun den Auftrag, diese Funktion in Graz zu übernehmen. So kam er im April 1954 in die Steiermark, wo er zunächst beim Landesobmann der KPÖ, Heribert Hütter, wohnte, ehe er mit seiner Frau Elfriede, die er 1949 geheiratet hatte, im Juni 1954 in das Haus der Israelitischen Kultusgemeinde Graz in die Lagergasse zog. Bei der 5. Landesdelegiertenkonferenz der KPÖ Steiermark wurde er am 25. Mai 1954 zum Landessekretär der KPÖ gewählt. Vier Jahre später erfolgte am 8. Dezember 1958 die Wahl zum Landesobmann, wobei er Walter Fischer, der sich aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr zur Wahl stellte, ablöste. Drei Jahre später gelang es der KPÖ Steiermark mit Franz Leitner als Spitzenkandidat wieder in den steiermärkischen Landtag einzuziehen, nachdem die KPÖ 1957 aus dem Landtag geflogen war. In der Folge wirkte Leitner zwei Perioden bis 1970 als einziger kommunistischer Abgeordneter im steiermärkischen Landtag. Nach seinem Ausscheiden aus der Landespolitik war er aber weiter aktiv. So war er bis 1987 Landesobmann des *Zentralverbands der Pensionisten* und gehörte zudem dem Bundespräsidium und der Landesleitung Steiermark des *KZ-Verbands – Österreichische Antifaschisten, Widerstandskämpfer und Opfer des Faschismus* an.

Als das Unterrichtsministerium in den 1980er Jahren begann, ZeitzeugInnen an



Franz Leitner bei der Ehrung als „Gerechter unter den Völkern“ am 25. März 1999 im Jüdischen Museum.

die Schulen zu vermitteln, die Jugendliche über die Verfolgung durch die Nationalsozialisten und den Widerstand informieren sollten, stellte sich Franz Leitner sofort zur Verfügung und hat in zahlreichen Diskussionen mit Schülern und Schülerinnen, aber auch mit Erwachsenen – unter anderem im „Be- und Gedenkjahr 1988“ im Rahmen von Geschichtswerkstätten –, ein großes Stück Aufklärungsarbeit geleistet. Dabei war sein Motto: „Unsere schwere Vergangenheit darf niemals die Zukunft unserer Kinder und Kindeskiner werden.“

Späte Ehrungen

In den 1990er Jahren setzte sich in Israel der damalige Oberrabbiner des Staates Israel, der jetzige Oberrabbiner von Tel Aviv, Israel Meir Lau, dafür ein, dass Franz Leitner von der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ ausgezeichnet wird. Als Leitner diese Auszeichnung am 25. März 1999 im Jüdischen Museum in Wien überreicht wurde, überbrachten ihm Israel Mair Lau und sein Bruder, der ehemalige Botschafter des Staates Israel in den USA, Naphtali Lau-Lavie, eine Grußbotschaft, in der sie festhielten: „Sie waren in hervorragender Weise an der Etablierung von Block 8 beteiligt, wo hunderte Kinder die Schrecken des Holocausts überlebten. Wir, beide Unterzeichnende, ehemalige Häftlinge 117.029 und 117.030 im KZ Buchenwald, sind voller Dankbarkeit für Ihre bewundernswerte und erfolgreiche Arbeit im KZ Buchenwald. Wenn jemand es verdient hat von Yad Vashem geehrt zu werden, so sind es Sie, Herr Leitner.“³⁵

Nachdem dieser Auszeichnung wurde Leitner auch vom offiziellen Österreich geehrt. So überreichte ihm Landeshauptfrau Waltraud Klasnic 2001 den Men-

schenrechtspreis des Landes Steiermark, im Gedenkjahr 2005 – kurz vor seinem Tod am 20. Oktober dieses Jahres – erhielt er das Goldene Verdienstzeichen des Landes Wien. Auch entstanden mehrere filmische Dokumentationen – „Anständig sterben“ von Richard Kriesche und Walter Müller (2001), „Der Widerstandskämpfer Franz Leitner“ von der ARGE Jugend gegen Gewalt und Rassismus (2003) und die ORF-Dokumentation „Gerechter unter den Völkern“

(2015) –, die vom Leben und Kämpfen Franz Leitners erzählen.

Anmerkungen:

- 1/ <https://www.yadvashem.org/yv/pdf-drupal/austria.pdf> [1.2.2021].
- 2/ Biografische Angaben stammen aus den Lebensläufen, die Franz Leitner 1945, 1946 und 1948 verfasst hat (ZPA der KPÖ), sowie aus Zeitungsberichten anlässlich von Ehrungen und aus Nachrufen.
- 3/ Die Flugblätter bzw. Artikel in der Zeitung „Der Kämpfer“ aus den Jahren 1935/36 sind abgedruckt in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): *Widerstand und Verfolgung in Niederösterreich 1934–1945*. Bd. 1: 1934–1938, Wien 1987, S. 400, 402 (i.d.F. DÖW: WuV NÖ).
- 4/ Karl Flanner, *Wiener Neustadt im Ständestaat. Arbeiteropposition 1933–1938*, Wien 1983, S. 192f. Ähnlich auch in: Karl Flanner, *Schreib' das auf! Als Zeuge der Zeit ohne Gnade*, Wiener Neustadt [2002], S. 26f.
- 5/ Urteil des KG Wiener Neustadt gegen Franz Predal u.a., 4.5.1936, in: DÖW: WuV NÖ, Bd. 1, S. 360.
- 6/ Ebd., S. 196–208.
- 7/ Flanner: *Wiener Neustadt*, S. 190.
- 8/ Ebd., S. 191.
- 9/ Vr 1651/36 Urteil des Kreisgerichts Wiener Neustadt, 10.6.1937 in: DÖW: WuV NÖ, Bd. 1, S. 210–214.
- 10/ Ebd., S. 528.
- 11/ Flanner: *Schreib' das auf*, S. 33f.
- 12/ Eine Klarstellung, in: *Wiener Zeitung*, 13.3.1938, S. 4.
- 13/ DÖW: WuV NÖ, Bd. 2: 1938–1945, Wien 1987, S. 38f.
- 14/ Franz Leitner: *Zeitzeugengespräch in Graz* am 28.3.1985.
- 15/ Bericht der SD-Außenstelle Wiener Neustadt an den SD-Unterabschnitt Wien, 13.10.1938, in: DÖW: WuV NÖ, Bd. 2, S. 83.
- 16/ Telegramm der Gestapo Wien an Gestapo Berlin, 24.8.1939, in: Karl Flanner: *Widerstand*

im Gebiet von Wiener Neustadt 1938–1945. Wien 1973, S. 54.

17/ Ebd., S. 70.

18/ Eine monatliche Aufstellung der Häftlingzahlen findet sich bei: David A. Hackett (Hg.): *Der Buchenwald-Report. Bericht über das Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar*, München 1996, S. 141–149. Zu einzelnen Aspekten siehe zudem: Erich Fein/Karl Flanner: *Rot-weiß-rot in Buchenwald. Die österreichischen politischen Häftlinge im Konzentrationslager am Ettersberg bei Weimar 1938–1945*. Wien-Zürich 1987; Buchwald. *Ein Konzentrationslager. Bericht der ehemaligen KZ-Häftlinge Emil Carlebach, Paul Grünwald, Hellmuth Röder, Willy Schmidt, Walter Vielhauer*, hg. im Auftrag der Lagergemeinschaft Buchenwald-Dora der Bundesrepublik Deutschland. Frankfurt/M. 1986; Wolfgang Benz/Barbara Distel (Hg.): *Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager*, Bd. 3: Sachsenhausen, Buchenwald. München 2006.

19/ ZPA der KPÖ, Franz Leitner: *Lebenslauf*, 1.8.1946.

20/ Buchenwald. *Ein Konzentrationslager*, S. 85–90.

21/ Die Darstellung folgt Daniel Fraenkel/Jakob Borut (Hg.): *Lexikon der Gerechten unter den Völkern. Deutsche und Österreicher*. Göttingen 2005; Franz Stephan Parteder: *Pflicht für Österreich getan. Erinnerungen von Franz Leitner*, in: *Wahrheit*, 12.2.1988; Franz Leitner: *Grußadresse zum 60. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald*, Jänner 2005.

22/ Helga Raschke: *Das Außenkommando S III und die Bauvorhaben im Jonastal*. Erfurt 2005.

23/ Leitner: *Grußadresse*.

24/ Fraenkel/Borut: *Lexikon*, S. 136.

25/ Fein/Flanner: *Rot-weiß-rot*, S. 196f.

26/ Fraenkel/Borut: *Lexikon*, S. 135–137.

27/ Fein/Flanner: *Rot-weiß-rot*, S. 241.

28/ ZPA der KPÖ, Franz Leitner: *Lebenslauf*, 1.8.1946.

29/ Schreiben und Übersetzung aus dem Russischen im Nachlass Franz Leitner (Kopie im Besitz des Autors).

30/ Flanner: *Schreib' das auf!*, S. 132.

31/ *Neues Österreich*, 10.7.1945.

32/ Karl Flanner: *Der Blick zurück: Die Stadt in den letzten 50 Jahren*. Wiener Neustädter erzählen, in: Sylvia Hahn/Karl Flanner (Hg.): *„Die Wienerische Neustadt“*. Handwerk, Handel und Militär in der Steinfeldstadt. Wien, Köln, Weimar 1994, S. 15–45.

33/ Erich Sameck: *Linker Boulevard. Stadtrat und Chefredakteur der „Wr. Neustädter Nachrichten“*, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 23. Jg. (2016), Nr. 1, S. 17–20; Flanner: *Schreib' das auf!*, S. 150–153.

34/ Genosse Sinitsch gestorben, in: *Wahrheit*, 18.1.1953.

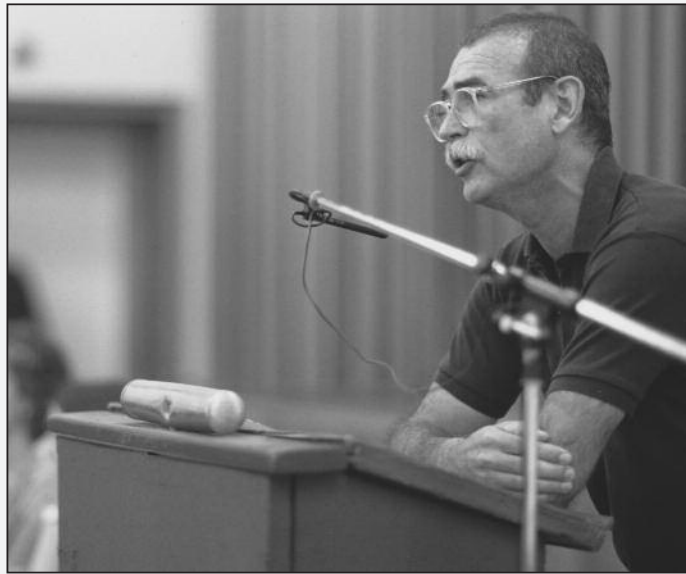
35/ *Grußbotschaft vom 25.3.1999 an Franz Leitner bei der Israelischen Botschaft in Wien* (Kopie im Besitz des Autors).

Viel wird dem Einzelnen abverlangt

Michael Scharang zum 80. Geburtstag

Die Kunst ist sehr einfach“, lässt Michael Scharang seinen Maximilian Spatz in dem im vergangenen Jahr erschienenen Roman „Aufruhr“ sagen, „Sie ist die Darstellung der Welt. Weder Abbildung noch Analyse, noch Interpretation der Welt. Darstellung heißt: die Welt zeigen, wie sie ist – und wie sie noch nicht ist. Sehr einfach und sehr schwierig. Zu schwierig für mich.“

In den vergangenen Jahrzehnten hat Michael Scharang die Kunst der Darstellung der Welt „wie sie ist – und wie sie noch nicht ist“ betrieben wie kein anderer in der österreichischen Literatur. Seine Romane und Essays heben sich wohltuend aufklärerisch aus den flachen intellektuellen Debatten in Österreich hervor. Sein analytischer Blick auf die gesellschaftlichen Umwälzungen wie auf die kleinen Veränderungen während der vergangenen Jahrzehnte ermöglichte ihm, seine Haltung auch angesichts der Niederlagen der Linken zu bewahren. „Die Fetzen fliegen nicht mehr, die Oberen haben gesiegt“, sagte Michael Scharang vor einigen Jahren in einem Interview mit der



Berliner Tageszeitung *junge Welt*. „Das Leichentuch wird über die Gesellschaft gebreitet, damit man nicht sieht, daß die Unteren im Todeskampf liegen. Sie sind nicht tot, man braucht sie noch zwecks Ausbeutung, aber sie können nicht mehr kämpfen, und dafür werden sie von den Siegern auch noch verachtet.“ Aus dieser Sichtweise erwächst bei Scharang nicht Resignation, denn er weiß, dass die Geschichte nicht einfach aufhört, sondern, ganz im Gegenteil, der Kapitalismus nichts mehr zu bieten hat: „Wenn man sich und anderen predigt, daß es zur bürgerlich-kapitalistischen Herrschaft keine Alternative gibt, und wenn man dann sieht, wie dieses System zerfällt, steht man ohne Alternative da. Das ist bitter. Das ist die Stunde der Kommunisten.“

Scharangs Größe besteht darin, Sprachkunstwerke zu erschaffen, deren politische Dimension in diese Kunstwerke verwoben ist. Gegen den Begriff „politische Literatur“ wehrt er sich allerdings. „Die beiden Momente, das politische und das sprachkünstlerische, machen Literatur aus“, schrieb Scharang im vergangenen Jahr in einem Essay für die Tageszeitung *Presse*. „Eines für sich genommen, das politische, bleibt im Genre stecken und taugt im besten Fall zur Agitation. Das andere, das sprachkünstlerische, verkommt, auf sich gestellt, zur Wortspielerei, die sich damit brüstet, unpolitisch zu sein, in ihrem dekorativen Charakter aber reaktionär ist.“

Der Weg vom 1973 erschienenen ersten Roman „Charly Traktor“ bis zu den letzten Werken – „Das jüngste Gericht des Michelangelo Spatz“, „Komödie des Alterns“ oder das bereits zitierte „Aufruhr“ – war weit. Romane, Hörspiele, Drehbücher und viele Essays schrieb Michael Scharang in diesen Jahrzehnten. Selbst in tagesaktuellen Stellungnahmen des Autors finden sich Jahrzehnte später noch Erkenntnisse, die bis in die Gegenwart hinein bedenkenswert sind. Das liegt auch daran, dass seit den 1970er oder 1980er Jahren nur die AkteurInnen gewechselt haben – die

Verhältnisse, in denen Michael Scharang schreibt, und mit denen wir uns herumzuschlagen müssen, sind dieselben geblieben. Daran ändert auch nichts, dass sich der weltpolitische Rahmen verschoben hat, insbesondere für einen kommunistischen Autor. Und so bearbeitet Scharang auch in seinem jüngsten Roman Themen, mit denen er sich bereits vor Jahrzehnten beschäftigt hat. Seine LeserInnen wiederum erhalten von ihm seit Jahrzehnten Unterstützung dabei, sich mit den Verhältnissen herumzuschlagen.

„Wenn einer etwas unternimmt, ohne sich abgesprochen zu haben, kann er nicht mit der Solidarität der anderen rechnen“, lernt Charly Traktor von seinem kommunistischen Kollegen am Ende des ersten Romans. In „Aufruhr“ steht wieder der Kampf im Betrieb im Mittelpunkt und motiviert jene außerhalb, sich ebenfalls zu organisieren. Den unterschiedlichen Gruppen, die einander begegnen und miteinander kämpfen, ist eine Erkenntnis gemein: „So wie bisher geht es jedenfalls nicht weiter.“ Darauf bauen sie ihren Kampf auf, unbeeindruckt davon, dass die Bedingungen schon besser waren: „In Österreich, hat die Frau gesagt, landen wir in diesen Tagen wieder in den dreißiger Jahren und waten durch den politischen Schlamm, den Austrofaschismus und Nationalsozialismus zurückgelassen haben. Wie kommen wir dazu? Wer sich dagegen nicht mit aller Kraft auflehnt, soll in diesem Schlamm verkommen. Viel wird dem Einzelnen abverlangt. Das war immer so. Auflehnung ist nicht jedermanns Sache. Neu ist, dass unser eins zum ersten Mal seit hundertfünfzig Jahren keine Hilfe von außen hat: keine Partei, keine Gewerkschaft. Auf diese Hilfe verzichten zu müssen kann sehr hilfreich sein.“

Am 3. Februar feierte Michael Scharang seinen 80. Geburtstag. Die Alfred Klahr Gesellschaft, der Michael Scharang seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden ist, wünscht ihm alles Gute und viele weitere produktive Jahre!

SIMON LOIDL

Bericht eines Ohrenzeugen

Rudi Burdas Roman über den roten Widerstand im Westen Wiens

In Schuhschachteln unter dem Bett bei Gina hab ich, was sie mein ‚Archiv‘ nennt. Dutzende Zettel mit Namen und Episoden, ungeordnet wie Mosaiksteinchen“, lässt Rudi Burda einen der Protagonisten am Ende seines neu erschienenen Romans „Sandige Leiten, rote Saat“ erzählen. Und dieser fährt fort: „Meine eigenen Erinnerungen und die Berichte von anderen. Den einen wie den anderen ist nicht völlig zu trauen. Jedes Mal, wenn ich sie weitererzähle, fällt mir auf, wie sie sich verändern, wie sie ein Eigenleben entwickeln und sich gelegentlich ins Anekdotische verwandeln. Aber sie sind mir wichtig. Das Vergangene ist präsent, und ich will es nicht dem Vergessen überlassen.“

Rudi Burda, Jahrgang 1951, als Lehrer im Ruhestand, als Liedermacher noch immer aktiv, will seinerseits nicht dem Vergessen überlassen, was er als Sohn von Friedl und Franz Burda schon von Kindheitstagen an über den antifaschistischen Widerstand in Hernals und im Besonderen rund um den Sandleitenhof und den Wiedenhoferhof erfahren hat. „Ich bin auf die meisten Erinnerungen, auf denen dieser Roman fußt, ohne mein Zutun gestoßen, einfach durch die Tatsache, dass meine Mutter, Friedl Burda, oft über ihre Jugendzeit gesprochen hat“, schreibt er im Nachwort. „Nicht immer übrigens war ihr anekdotisches Erzählen für meine Ohren bestimmt, und nicht immer hat sie das gern getan. Oft musste ich sehr lästig sein, um ihr wieder eine Episode aus ihrem Leben zu entlocken oder um nachzufragen, wenn mir beim Lauschen etwas unklar geblieben ist. In meiner kindlichen Unbekümmertheit war mir damals nicht wirklich bewusst, wie schmerzhaft ihr Erinnern gewesen sein muss.“

1938 trat die damals 15-jährige Friedl Burda der KPÖ bei und arbeitete danach in der *Roten Hilfe* mit; sie tippte die Matrizen für die Zeitung *Die Wahrheit* der „Anti-Hitler-Bewegung“, die hektographiert im Sandleitenhof und anderen Gemeindebauten heimlich verbreitet wurde. Die Schreibmaschine hatte Heini Klein besorgt, der ebenfalls wie eine Reihe anderer junger Antifaschisten dieser Gruppe angehörte. Am 1. Februar 1944 wurde Friedl Burda verhaftet, saß erst im Polizeigefängnis auf der Roßauer

Lände ein und wurde dann ins Landesgericht Krems verbracht. Der Prozess, in dem sie mit einer großen Zahl anderer Häftlinge verurteilt werden sollte, fand jedoch nicht statt; dennoch wurde sie ins Frauen-KZ Ravensbrück deportiert. Der vier Jahre ältere Franz Burda wurde schon 1937 als Bezirksleiter der *Roten Falken* verhaftet, 1938 amnestiert und 1940 zur Wehrmacht eingezogen. 1942 kam er in Kontakt zur „Anti-Hitler-Bewegung“; ein Jahr später gelang ihm die Flucht zur Roten Armee.

Nach den Verhaftungen, neben Friedl Burda auch der Initiator der Gruppe, der slowenische Kommunist Karel Hudomalj, stellte diese vorerst ihre Aktivitäten ein, doch erstand bald darauf der zerschlagene Kommunistische Jugendverband neu unter der Bezeichnung KJV 44. Für die Sandleiten und Ottakring zuständig war Heini Klein. Gleich alt wie Franz Burda, wurde auch er 1940 zur Wehrmacht einberufen, allerdings als frontuntauglich eingestuft und als Schullehrer am Feuerkogel dienstverpflichtet. Er war dann maßgeblich daran beteiligt, dass Ottakring gewaltlos von der Nazi-Herrschaft befreit wurde. Dass es hier durch die Initiative des KJV 44 zu keinem Abwehrkampf gegen die vom Westen her anrückende Rote Armee kam, spielt auch in Rudi Burdas Roman eine große Rolle. Daran beteiligt waren neben anderen die 1922 geborene Helene Neuhaus, die 1936 dem KJV beigetreten war, sowie Paul Vodicka, der 1944 16-jährig zum KJV kam. Die beiden ZeitzeugInnen waren für Rudi Burda, wie er schreibt, eine „unerschöpfliche Quelle“ bezüglich der Tage der Befreiung und der Aktivitäten des KJV 44 in Ottakring.

Der Journalist und Historiker Georg Tidl fasst im Vorwort zum Roman die Ereignisse so zusammen: „Am 3. und 4. April 1945 ist Heini Klein in Uniform mit dem Fahrrad zu den Volkssturm-Einheiten in Neuwaldegg und zur Sophienalpe gefahren und hat die Losung durchgegeben: ‚Der Volkssturm ist aufgelöst! Streng geheim und nur persönlich zu übermitteln: Alle sollen nach Hause gehen.‘ [...] Wie ein Lauffeuer hat sich diese Nachricht von Einheit zu Einheit weiter verbreitet. Die Folge: Nicht nur Einheiten in Hernals und Ottakring verließen die Verteidigungslinie.

Offensichtlich ermutigt durch diesen Erfolg, begann Heini Klein mit Genossen aus dem KJV 44, zum Beispiel mit Karl Wöginger, Wehrmachtssoldaten, die allein oder auch in kleinen Gruppen durch Ottakring marschierten, aufzufordern, ihre Waffen abzugeben. [...] In diesen Tagen hat der KJV 44 in Ottakring und zum Teil im benachbarten Hernals bis zu 3000 Soldaten entwaffnet. Ein wesentlicher Beitrag, um Kampfhandlungen von diesen beiden Bezirken fernzuhalten und zahllose Menschen vor sinnlosen Zerstörungen und Opfern zu bewahren.“

Im Roman liest man dazu: „Die Leute am Sandleitenkino, die meisten so jung wie Albert und ich, bekommen von Max Ausweise. Die sind auf Deutsch und Russisch ausgestellt, handschriftlich verfasst und mit einem KJV-44-Stempel versehen. Der Inhaber so eines Papiers legitimiert sich als Mitglied des Widerstands und erwartet ‚weitere Weisungen‘.“

Wie die ersten Volkssturmeute und Soldaten bei uns eintreffen, halten wir sie auf. ‚Der Krieg is aus. Gebt’s eure Waffen ab und geht’s nach Haus.‘ So gern das die meisten auch tun, manche trauen sich nicht. Durch die Straßen patrouilliert noch immer die SS und erschießt jeden Uniformierten, der keine Waffe trägt. Zivilkleidung muss her. Aber auch das haben der Willi und die KJVler bedacht. Wir brechen den Lageraum gegenüber vom Kino auf und holen von dort Kleider und Schuhe von den Winterhilfe-Sammlungen heraus. Bald stapeln sich unterm Kino-Vordach Uniformteile und jede Menge Waffen.“

Hier gibt es eine Schnittfläche zwischen Rudi Burdas Roman und Otto Horns 1972 erschienenem – und längst vergriffenem – Roman „Zeitzünder“. Der 1923 geborene und ebenfalls aus Hernals stammende Otto Horn war 1941 zum KJV gekommen. Er hatte eine führende Position in der „Sonderabteilung NN“ eingenommen, einer seit 1938 bestehenden antifaschistischen Kampforganisation aus jungen Jüdinnen, Juden und Mischlingen. Als ab 1941 die Jüdinnen und Juden zunehmend in die SS-Vernichtungslager deportiert wurden, bildeten die Verbliebenen im März 1943 die „Mischlingsliga Wien“, zu der wiederum Paul Vodicka Kontakt hatte. Im

Februar 1944 wurde Otto Horn verhaftet und schließlich zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Ein Wärter ermöglichte es ihm, am 6. April 1945 das Gefängnis zu verlassen, worauf Horn sogleich mit Gleichgesinnten ein „Freiheitsbataillon“ bildete, das in Hernals zusammen mit anderen Antifaschisten aktiv wurde.

Der Weg des antifaschistischen Widerstands, der viele Opfer gefordert, aber zu einem erfolgreichen Ende geführt hatte, war lang gewesen. So beginnt Rudi Burdas Tatsachenroman „Sandige Leiten, rote Saat. Widerstand im Westen Wiens“ im Jahr 1937, als einer aus der Gruppe der Jugendlichen plötzlich verschwand; wie sich später herausstellte, war er zu den Internationalen Brigaden nach Spanien gegangen. Einer der Freunde meint dazu: „Und gebraucht werden Kämpfer gegen den Faschismus auch hier in Österreich.“

Der Sandleitenhof und der Wiedenhoferhof bilden im Roman die Bühne, auf der sich wie durch ein Brennglas die Geschichte des antifaschistischen Widerstands jener Jahre abbildet, mit kleinen und auch größeren Erfolgen, aber auch größeren und kleineren Niederlagen, sowie den ganz persönlichen Schicksalen der Beteiligten. Von all dem können die allermeisten jener, die Augenzeugen waren, nicht mehr berichten, so ist es gut, wenn es noch Ohrenzeugen gibt, die sich erinnern und weitererzählen.

So lässt Rudi Burda den Erzähler, dessen „Archiv“ sich unter Ginas Bett befindet, abschließend erklären: „Ich kann solche Geschichten nicht den Leuten überlassen, die ständig vom Zuschütten von Gräben und vom Brückenbauen reden. Und denen das dann nicht passt, wenn einer hartnäckig Fundstücke hervorholt, abstaubt, zu schlichten versucht und ins Licht rückt. Viel Erinnern ist noch notwendig. Zu viel. Aber ich bin es mir selber schuldig zu schauen, was machbar ist. Zumindest weitererzählen kann ich. Immer und immer wieder. Geschichten bleiben am Leben, wenn sie weiterzählt werden.“

HELMUT RIZY



Rudi Burda: *Sandige Leiten, rote Saat. Widerstand im Westen Wiens*. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2020, 119 S., 15 Euro
Bezug unter:
<https://theodorkramer.at>

Hans Hautmann über die österreichische Revolution

Bereits als Student hat sich Hans Hautmann (1943–2018) mit jenem Thema beschäftigt, das den zentralen Inhalt dieses Buches bildet: der Formierung der radikalen Linken in der Spätphase des Ersten Weltkriegs. Seine Dissertation zur Gründungsgeschichte der KPÖ erschien 1971 unter dem Titel „Die verlorene Räterepublik. Am Beispiel der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs“. 1966 bis 1968 wirkte Hautmann als einer der ersten akademischen Mitarbeiter am Aufbau des 1963 gegründeten Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes mit. 1969 holte ihn Karl R. Stadler an die drei Jahre zuvor gegründete Universität Linz, die damals noch Hochschule für Sozial- und Wirtschaftswissenschaften hieß. Als Leiter der Linzer Lehrkanzel für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte war Stadler bestrebt, einen Forschungsschwerpunkt zu Politik, Geschichte und Kultur der Arbeiterbewegung zu etablieren. Hans Hautmann trug maßgeblich zur Profilierung dieses Instituts bei, an dem er sich mit einer umfangreichen Arbeit über die Geschichte der österreichischen Rätebewegung habilitierte. Als Universitätsdozent bzw. (ab 1997) außerordentlicher Universitätsprofessor oblag ihm mehrere Jahre auch die administrative Leitung des Instituts.

1993 wurde Hautmann zum Präsidenten der von ihm mitgegründeten *Alfred Klahr Gesellschaft* gewählt. Auch nachdem er 2005 den Vereinsvorsitz zurückgelegt hatte, blieb er in der Gesellschaft weiterhin aktiv; er war einer der produktivsten Autoren der *Mitteilungen*. Auch mehrere Texte, die in einem vor wenigen Monaten erschienenen Auswahlband abgedruckt sind, erschienen zunächst als Beiträge in den *Mitteilungen*.

Zu Hautmanns 70. Geburtstag gaben Claudia Kuretsidis-Haider und Manfred Mugrauer eine Festschrift heraus, die Aufsätze österreichischer und internationaler AutorInnen zu allen Themen versammelte, mit denen der Jubilar sich in seinen eigenen Publikationen befasst hatte – daher der Untertitel der Festschrift: „Beiträge zur ArbeiterInnenbewegung, Justizgeschichte und österreichischen Geschichte im 20. Jahrhundert“. Als Titel wählten die HerausgeberInnen den maßgeblichen Beweggrund

für Hautmanns gesamtes historiografisches Werk: „Geschichtsschreibung als herrschaftskritische Aufgabe“.

Herrschaftskritische Geschichtsschreibung

Im nunmehr vorgelegten Buch lassen Kuretsidis-Haider und Mugrauer Hans Hautmann selbst zu Wort kommen – und zwar zu einem Thema, das sich wie ein großer Bogen über alle seine wissenschaftlichen Arbeiten von der Dissertation bis zu seinen letzten Beiträgen in den *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft* und in einem Sammelband zur Geschichte der ungarischen Räterepublik spannt: die „österreichische Revolution“. In ihrem Vorwort stellen Kuretsidis-Haider und Mugrauer die einzelnen Beiträge vor und informieren über ihre jeweilige Erstpublikation. So unterschiedlich die Thematik der einzelnen Beiträge ist, so wird doch in allen das Bemühen Hautmanns deutlich, „Herrschaftskritik“ zu betreiben, „in einer in Klassen gespaltenen Gesellschaft für die Interessen der Beherrschten Partei zu ergreifen und Geschichte aus deren Perspektive zu beleuchten“.

Zwei zentrale Thesen Hautmanns heben die HerausgeberInnen besonders hervor: Die Einschätzung, dass der Jännerstreik 1918 (die „größte Streikbewegung in der österreichischen Geschichte“), auf den in mehreren Texten in dem Buch Bezug genommen wird, als „die eigentliche Geburtsstunde der KPÖ anzusehen [ist]. Damals gelangten die Revolutionäre zur Erkenntnis, dass es notwendig sei, die Sozialdemokratie zu verlassen und eine eigene Partei zu gründen.“ Die zweite These ist, dass die in der Periode des revolutionären Aufschwungs 1918/1919 von der Sozialdemokratie forcierte Sozialgesetzgebung „das bei weitem positivste Ergebnis der österreichischen Revolution“ darstellt.

Der Band beginnt mit einem Kapitel über revolutionäre Traditionen in der österreichischen Geschichte. Das eigentliche Problem bei der Behandlung dieser Thematik besteht nicht darin, stellt Hautmann fest, dass es „quantitativ und qualitativ an Darstellungen zur österreichischen Revolutionsgeschichte mangelt, sondern darin, dass diese so gut wie keinen Eingang in das Geschichtsbewusst-



Hans Hautmann (1943–2018)

sein der breiten Öffentlichkeit gefunden haben“. Er wertet die vorhandenen Untersuchungen aus und entwickelt daraus eine „Revolutionskurve“ mit einer Hochphase 1526–1626 (Bauernkriege, frühbürgerliche Revolution) sowie den Höhepunkten 1793 (Jakobinerverschwörung), 1848 (die bürgerliche Revolution) und 1917–1920 („österreichische Revolution“). Revolutionäre Perioden zeichnen sich durch eine Krise der Herrschenden aus, die dazu führt, dass diese sich „in der Defensive befinden, was sich in der Regel darin äußert, dass ihr Machtapparat, die Armee und die Polizei, von dieser Krise ergriffen und zersetzt wird, dergestalt, dass er sich in der Entscheidungssituation weigert, gegen die Revolutionäre vorzugehen, auf die Aufständischen zu schießen“. Ausgehend von dieser Definition könne man, so Hans Hautmann, die Februarkämpfe des Jahres 1934 und den Widerstand gegen das NS-Regime, „so heroisch, opferreich und fest in unseren Traditionen wurzelnd diese Kämpfe waren, nicht ohne weiteres und korporativ zu den revolutionären Bewegungen unserer Vergangenheit dazuzählen. Sehr wohl kann man das aber bei den österreichischen Jakobinern, obwohl sie nur eine winzige Minderheit waren und sie über Pläne und Visionen nicht hinaus kamen, weil von 1789 bis 1793 eine gesamtgesellschaftliche Krise mit Erscheinungen wie der Zerrüttung des Herrschaftssystems, des Gezwungenseins der Regierenden zum Lavieren, zu Zugeständnissen, zum Zurücknehmen josephinischer Maßnahmen vorhanden war.“

Geschichte der Rätebewegung

Die Mehrheit der Texte ist – wie im Titel angekündigt – der „österreichischen Revolution“ und hier wiederum in

besonderer Weise den Arbeiterräten gewidmet, deren Wirken Hans Hautmann wie kein Zweiter erforscht hat. Dabei haben es die HerausgeberInnen verstanden, aus der Fülle der von Hautmann zu dieser Thematik verfassten Arbeiten Texte auszuwählen, die das Funktionieren der Räte und ihre Rolle im politischen Gefüge jener Jahre besonders gut nachvollziehbar machen.

Der Band enthält auch zwei biografischen Studien zu Protagonisten der „österreichischen Revolution“: Die eine ist dem Soldaten Leo Rothziegel gewidmet, der als Kommandant des aus der „Roten Garde“ hervorgegangenen Volkswehrebataillons 41 „seine“ Soldaten auf die Kommunistische Internationale vereidigte und am 2. April 1919 an der Spitze von 1.200 Freiwilligen zur Verteidigung der Ungarischen Räterepublik aufbrach. Die österreichischen Freiwilligen beteiligten sich an der Verteidigung Debrecens gegen die rumänischen Interventionstruppen; Rothziegel fiel am 22. April 1919. Die zweite Text ist eine Auseinandersetzung mit den Personen und Einschätzungen in Franz Werfels Roman „Barbara oder Die Frömmigkeit“ aus politik- und literaturgeschichtlicher Perspektive. Werfel, der bei der Gründung der „Roten Garde“ durch Egon Erwin Kisch am 1. November 1918 eine mitreißende Rede hielt, porträtiert in diesem voluminösen Roman zahlreiche der interessantesten (und teilweise längst vergessenen) Persönlichkeiten der „österreichischen Revolution“. Hautmann löst nicht nur die von Werfel verwendeten Pseudonyme auf, sondern stellt auch „Dichtung“ und „Wahrheit“ im Roman gegenüber.

Im Abschlusskapitel, das einem 2017 erschienenen Sammelband mit dem Titel „Die umkämpfte Republik. Österreich 1918–1938“ entnommen ist, wirft Hautmann die Frage auf, warum die Popularität des Räte Modells in Österreich nicht zur Verbreiterung des Einflusses der Kommunistischen Partei beigetragen hat, sondern es im Gegenteil erleichterte, die KPÖ klein zu halten. Oder, wie Otto Bauer es formulierte: Die Hauptfunktion der Rätebewegung lag im „Abwehrkampf gegen den Kommunismus“. Der Sozialdemokratie war es gelungen, allgemeine Übereinstimmung darüber herzustellen, „dass für alle die österreichische Arbeiterklasse in ihrer Gesamtheit berührenden Fragen nicht Parteien und Gewerkschaften, sondern der Arbeiterrat die einzig zuständige und entscheidungsberechtigte Körperschaft sei“. Da die

überwältigende Mehrheit des Arbeiterrats auf reformistisch-sozialdemokratischen Positionen stand, sahen sich „die Kommunisten [...] mit einer Situation konfrontiert, in der jeglicher Versuch, die Schwelle des sozialdemokratischen Reformismus zu überschreiten, vor den Massen als ‚Missachtung der Beschlüsse des Arbeiterrates‘ und ‚Bruch der proletarischen Disziplin‘ gebrandmarkt werden konnte“. Die KPÖ trat 1922 aus dem Arbeiterrat aus, der 1923 aufgelöst wurde. Die Auseinandersetzung mit dem erstarkenden Faschismus hat in den darauffolgenden Jahren ohnehin ganz andere Fragen, nämlich die Verteidigung der errungenen Rechte, in den Mittelpunkt der politischen Auseinandersetzungen innerhalb der Linken gestellt.

Den HerausgeberInnen ist zur vorliegenden Auswahl zu gratulieren. Denn erstens bieten die in diesem Buch gesammelten Texte einen ausgezeichneten Überblick über die revolutionären Ereignisse in Österreich von der Spätphase des Ersten Weltkriegs bis zu den ersten Jahren der Ersten Republik. Zweitens haben sie die zwischen 1978 und 2018 publizierten Aufsätze Hautmanns so angeordnet, dass sie sich wie fortlaufende Kapitel in einem Buch und nicht wie nur lose zusammenhängende Beiträge in einem Sammelband lesen. Und drittens schließlich ist es ihnen gelungen, eine Auswahl aus den Veröffentlichungen Hans Hautmanns zu treffen, die die methodische Vielfalt verdeutlicht, mit der Hautmann den historischen Prozess verständlich machte: von Überblicksdarstellungen, die gleich mehrere Jahrhunderte umfassen, um ein konkretes Ereignis historisch einordnen zu können, über sozial- und politikgeschichtliche Detailstudien, aber auch biografische Zugänge bis zu literaturgeschichtlichen Abhandlungen. Damit ist dieser Band nicht nur ein handliches Lesebuch zum revolutionärsten Abschnitt in der Geschichte der österreichischen Arbeiterbewegung, sondern auch so etwas wie ein Vermächtnis dieses so vielseitigen marxistischen Historikers.

WINFRIED R. GARSCHA

*Hans Hautmann:
Die österreichische Revolution.
Schriften zur Arbeiterbewegung
1917 bis 1920
Wien: Promedia-Verlag 2020
256 S., 19,90 Euro*



„Doch die Menschen liebe ich über alles...“

Rosa Jochmann in Briefen

Der Titel des vorliegenden Bandes ist die Schlusssequenz eines von Rosa Jochmann besonders geliebten Gedichtes von Georgi Ladonschikow, welches sie mitunter ihren Briefen beigelegt hat. Und er wird dem Wesen von Rosa Jochmann, wie es sich in ihren Briefen entfaltet, sehr gerecht. Rosa Jochmann war insgesamt rund acht Jahre aus politischen Gründen in Haft des austrofaschistischen Regimes, der Gestapo und im Konzentrationslager Ravensbrück, wohin sie mit dem Vermerk „Rückkehr unerwünscht“ überstellt wurde (S. 183).

Jochmann hinterließ glücklicherweise tausende Briefe, in denen sich die Erste Republik, die politische Verfolgung im Austrofaschismus und unter dem NS-Regime bis hin zum KZ Ravensbrück und dann der Wiederaufbau Österreichs einschließlich seiner Vergangenheitsbewältigung widerspiegeln. Die von Rainer Mayerhofer getroffene und mit Zwischentexten versehene Auswahl, in welcher der historische Hintergrund einerseits und die Biografie der in den Briefen erwähnten Personen andererseits erläutert werden, vermittelt ein atemberaubendes Panorama über das Leben einer der prägendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Sozialdemokratie und der Zweiten Republik. Wenn es einen Kritikpunkt in diesem Zusammenhang gibt, dann denjenigen, dass man ein Personenregister schmerzlich vermisst. Das Fehlen der legendären Reden Rosa Jochmanns im vorliegenden Band ist dem Konzept des Herausgebers geschuldet, das nicht zu kritisieren ist, mag dieser Umstand da und dort auch störend wirken; so z.B. im Falle der Auseinandersetzung Rosa Jochmanns mit dem VdU-Abgeordneten Stüber, dem sie aus Anlass ihrer Rede zur Parlamentseröffnung am 9. November 1949 in Beantwortung seiner Entschädigungsforderungen für Entnazifizierte die Leviten las. Anerkennende Briefe auf diese Rede finden sich im vorliegenden Band (S. 314ff.), Jochmanns Rede (also das eigentliche Ereignis) muss andernorts nachgelesen werden (z.B. bei Maria Sporrer/Herbert Steiner: Rosa Jochmann – Zeitzeugin. Wien: Europaverlag 1983).

Die Parteijugend und mit ihr halb Simmering stand mit roten Fahnen Spalier, als Rosa Jochmann erstmals nach der

Befreiung wieder bei einer Versammlung aufgetreten ist und der Wagen, in dem man sie führte, war von Blumen umkränzt (Brief an Karl Kolb vom 30.10.1945). Ein Jubel über die Rückkehr einer KZ-Insassin war in der Partei allerdings in der Folge eher selten; im Gegenteil: Man war über jedes jüdische KZ-Opfer froh, das nicht zurückkam, und das wurde bis hin zu Parteigranden wie Adolf Schärf, Oskar Helmer und Julius Deutsch auch offen ausgesprochen. Rosa Jochmann läuft gegen Mauern, als sie versucht, die Rückkehr eines großen alten Mannes der Partei, nämlich Wilhelm Ellenbogen, aus den USA zu betreiben (S. 358ff.). Sie schreibt, dass sie manchmal „kerzengrad in die Luft gehen möchte“ (S. 361). Ellenbogen sollte erst 1951 in der Urne, dann aber immerhin in ein Ehrengrab der Stadt Wien zurückkehren.

Zwei rote Fäden ihres Lebens spiegeln sich in den Briefen von Rosa Jochmann wider: Den Kampf gegen den Faschismus einschließlich seiner Bewunderer und Epigonen führte sie öffentlich und kompromisslos. Sie hatte aber auch eine für SozialdemokratInnen sehr weitgehende Sympathie für die KollegInnen von der KPÖ, denen sie sich in manchen Fragen wahrscheinlich geistesverwandter gefühlt hat als den Rechten in der SPÖ. Rosa Jochmann war Anhängerin der Idee einer – im Ergebnis illusionären – politischen Einheit der ArbeiterInnenschaft. Das Buch zeigt ein gutes Bild vom Denken der „alten“ weiblichen Sozialdemokratie der um die Jahrhundertwende Geborenen, die sich in der Nachfolge einer Adelheid Popp und Gabriele Proft sahen, und den Konflikten, die dieser „linke“ Teil der SPÖ mit der ganz anderen und weniger skrupelhaften Denkweise eines Oskar Helmer und den männlich dominierten, eher pragmatisch orientierten „Parteirechten“, z.B. betreffend den Umgang mit der FPÖ (die Rosa Jochmann beharrlich als Nachfolgepartei der NSDAP eingestuft hat) und den Umgang mit den jüdischen Vertriebenen auszutragen hatte.

Ihre Anforderungen an den Respekt für die Überlebenden der Verfolgung und die Forderung nach einer vorbehaltlosen Einsicht darin, was in den Konzentrationslagern geschehen ist, waren für sie unverhandelbar: Ob sie in einem langen

Brief einen Publizisten in die Schranken weist, der in einem Druckwerk die ehemaligen Nazis als Opfer der Entnazifizierung darstellte (S. 311ff.), oder ob sie die eigene Parteigenossin Marianne Pollak als Herausgeberin der *Frau* dafür scharf rügt, dass sie in ihrer Zeitschrift einen antisemitischen Bilderwitz zugelassen hat (S. 320f.). Sie nahm auch öffentlich gegen die „Versorgung“ des ersten NS-Bürgermeisters von Wien, Hermann Neubacher, Stellung, dessen angebliche Verdienste um Käthe Leichter und Robert Danneberg (beide wurden in der Gaskammer ermordet) sie sichtlich wütend und mit Grund bezweifelte.

Die Briefe aus der Nachkriegszeit enthalten zahlreiche Hinweise, auf „die internen Verhältnisse innerhalb unserer Familie“ (= SPÖ), unter denen sie sichtlich gelitten hat, über die sie aber mit Rücksicht auf die damals noch herrschende Zensur der alliierten Besatzer nicht offen schreiben wollte. Sie betrafen offenbar vorwiegend das ihrer Haltung zuwiderlaufende Verhältnis der SPÖ zur FPÖ (z.B. S. 586). „Niemals“ wollte sie es Karl Renner verzeihen, dass er 1938 „die Mörder begrüßt hat“, ohne dafür zumindest die Bedingung zu stellen, die politisch Inhaftierten der ersten Stunde („1. Dachau-Transport“) aus dem KZ zu entlassen (S. 491). Kreisky war hingegen „das Glück ihrer alten Tage“ (S. 491). Trotz ihrer stets ungebrochenen Loyalität zur SPÖ wurde von rechten Hardlinern in der Partei, von denen der damalige Innenminister Oskar Helmer wohl einer der schlimmsten war, der Verdacht genährt, dass sie in „gewissen Kreisen“ verkehre. Die in einem Brief aus 1956 erfolgte Abrechnung Rosa Jochmanns mit Helmer (S. 413ff.), der nicht nur Frauenfunktionärinnen, sondern auch ehemalige KZ-Häftlinge nicht ausstehen konnte, weil sie offenbar sein Harmoniebedürfnis mit den Rechten störten, ist lesenswert. Allerdings schwingt Resignation mit, wenn sie schreibt, „du und ich sind zwei Welten [...] aber deine Meinung teilen die meisten in der Partei auf die es ankommt und wir sind eine verschwindende Minorität“. Sie kritisiert heftig, dass der deutsche Kanzler Konrad Adenauer in einer Kundgebung der SPÖ als Vorbild hingestellt wurde, obwohl er sich mit Nazis umgeben und dafür gesorgt habe, dass 1956 die KPD verboten wurde (S. 238).



Rosa Jochmann (1901–1994) im Jahr 1984

Rosa Jochmann und die KommunistInnen war ein heikles Kapitel. Durch lange Jahre war mit Cilly Helten – bis zu deren Tode im Jahr 1974 – eine deutsche Kommunistin ihre Lebensgefährtin. Während die Parteispitze, getrieben von der „Volksfront“-Propaganda der ÖVP, die größtmögliche Distanz zur KPÖ forderte, war Rosa Jochmann aus der Zeit zwischen 1934 und 1938 und aus Ravensbrück mit manchen Funktionärinnen des KPÖ befreundet und noch dazu überzeugt davon, dass nicht die Trennung, sondern nur ein Zusammenschluss der ArbeiterInnenschaft die politische Lage verbessern könne. Ihre freundschaftliche Korrespondenz mit Hella Postraneky, die – bis 1934 gemeinsam mit Jochmann Mitglied des Parteivorstands der SDAP – nach 1938 zur illegalen KPÖ wechselte, gibt davon ebenso beredtes Zeugnis (S. 407ff.) wie der 1968 in warmen Worten gehaltene Kondolenzbrief an Hilde Koplenig zum Tod ihres Mannes Johann Koplenigs (S. 650), der nicht nur langjähriger Vorsitzender der KPÖ, sondern auch gemeinsam mit Karl Renner, Adolf Schärf und Leopold Kunschak als Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung vom 27. April 1945 Mitbegründer der Zweiten Republik war.

Das Leben der Rosa Jochmann nach 1945 war geprägt durch ihre Erlebnisse im KZ. Besonders beeindruckend ist der Bericht über Rosa Jochmanns Bemühungen um den Rücktransport der in Ravensbrück befreiten österreichischen Überlebenden, der in der Bürokratie verschleppt wurde. Erst als sie sich selbst

unter unglaublichen Schwierigkeiten nach Wien durchgeschlagen hatte, war sie in der Lage, mit Hilfe des Bundespräsidenten Renner einen Bus und einen LKW zu organisieren, mit dem sie nach Ravensbrück zurückkehrte. (S. 210f. und 214). Ein eigenes Kapitel (S. 275ff.) gibt Auskunft über ihre Inanspruchnahme „auf der Suche nach den Tätern“, das auch Rundschreiben und Prozessberichte an „ihre“ Lagergemeinschaft enthielt, für die sie sich ihr Leben lang verantwortlich gefühlt und der sie einen Großteil ihres Lebens nach 1945 gewidmet hat. Und sie versucht schon 1950 ihre Kameradinnen dazu zu überreden, zur Feder zu greifen und das selbst auferlegte Schweigen über das Erlittene zu brechen (S. 281). Dass Rosa

Jochmann selbst von ihren Erlebnissen im KZ ihr Leben lang gepeinigt wurde, ergibt sich aus Bemerkungen in ihren Briefen, so etwa, wenn sie an Herbert Steiner schreibt, dass sie niemals mit jemandem das Zimmer teilen könne, da sie mitunter aus ihren KZ-Träumen schweißgebadet und schreiend erwache (S. 545). Sie bezeichnete ihre Erlebnisse im Konzentrationslager als „Zeit, mit der ich NIEMALS fertig werden kann“ (an Maria Sporer, S. 548)

Der Ausgangspunkt für die Tätigkeit als Zeitzeugin war ihre Teilnahme an einem Club 2 aus Anlass der Ausstrahlung des TV-Dreiteilers „Holocaust“ im Jahre 1979 (S. 546). Jochmann engagierte sich Zeit ihres Lebens für den Frieden und für den Kampf gegen Faschismus, Antisemitismus und Rassismus. Sie diente dem „Niemals vergessen!“ vom Augenblick ihrer Befreiung aus dem KZ an in einzigartiger und kompromissloser Weise. Denn: „Es gibt eine Verpflichtung, die erst dann aufhört, wenn man nicht mehr ist“ (Brief an Otto König, S. 330). Und sie schreibt 1979 an Herbert Steiner: „ich würde dringend eine Erholung brauchen, aber ich kann sie mir nicht leisten, denn dem Ruf der Jungen muss ich folgen.“ (S. 546)

Ungeachtet ihrer Fähigkeit, mitreißende Reden zu halten, war das „Wie“ dieser Reden nicht immer unumstritten. In der Korrespondenz mit Marianne Pollak beklagt sie sich über ungerechtfertigte Kritik an ihrem Redestil, wobei erkennbar ist, dass das proletarische Naturtalent (Rosa Jochmann kam aus ärmlichsten

und bildungsfernsten Verhältnissen – vgl. S. 427ff.), das schon auch mal emotional werden konnte, sich an den intellektuellen Anforderungen der Akademikerinnen in den Führungspositionen der SPÖ gerieben hat (S. 429). Denn „Ich bin ein Prolet und werde nie was anderes sein“ (an Herbert Steiner 1979, S. 545). Briefwechsel mit zahlreichen Kulturschaffenden, wie Erich Maria Remarque und Erich Fried, sowie den Schauspielerinnen Grete Zimmer und Dorothea Neff und Briefwechsel mit FreundInnen runden den Band und das Bild Rosa Jochmanns ab.

Das vorliegende Werk ist nicht leicht zu beschreiben, weil man es nicht oberflächlich lesen kann, sondern ständig in den Briefen und damit in tausend Details hängen bleibt. Und es kann angesichts seines enormen Umfangs nicht annähernd die bunte Vielfalt des Gebotenen dargestellt werden. Das Werk schafft nicht nur ein literarisches Denkmal für die große Demokratin und Sozialistin Rosa Jochmann, es spannt zugleich ein historisches Panorama der österreichischen Linken in der Verfolgung zwischen 1933 und 1945 und nach 1945, der Parteigeschichte der SPÖ im Besonderen, aber auch der politischen österreichischen Geschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Allgemeinen auf. Man bekommt einen Blick auf die historisch bedeutsamen Ereignisse durch die Brille der Zeitzeugin, die bei aller persönlichen Betroffenheit nie ihre Opferrolle in den Vordergrund rückt, obwohl dazu aller Anlass bestanden hätte. Ihrem Lebensmotto „Niemals Vergessen“ trägt dieser Band auf hervorragende Weise Rechnung. Dem Buch sind viele LeserInnen und viele Auflagen zu wünschen, ab der zweiten Auflage aber bitte mit einem Namensregister, das die mühsame Suche durch 675 Seiten erspart. Das Buch ist zur Lektüre jedermann dringend zu empfehlen, der nur ein wenig historisch und politisch interessiert ist.

Es gibt mittlerweile auch eine Website über Rosa Jochmann als Projekt des *Ver eins für Geschichte der ArbeiterInnenbewegung* (VGA) und des *Bundes Sozialdemokratischer Freiheitskämpfer/innen, Opfer des Faschismus und aktiver Antifaschist/inn/en*, die ich zum Besuch empfehle (www.rosajochmann.at).

RUDOLF MÜLLER

Rainer Mayerhofer: „Doch die Menschen liebe ich über alles“. Rosa Jochmann. Eine Biographie in Briefen. Wien: ÖGB-Verlag 2020, 672 S., 36 Euro

Wider das Vergessen

Das Projekt „Working Class History“ erinnert täglich an Episoden aus der Geschichte der Klassenkämpfe

Im Jahr 2014 gründeten AktivistInnen aus den USA ein virtuelles Archiv. Aus der Erkenntnis, dass das Wissen über viele Ereignisse aus der Geschichte der Klassenkämpfe verloren ging oder in Archiven vergessen würde, war die Idee entstanden, ebendiese Ereignisse zugänglich zu machen. Das Projekt „Working Class History“ trat mit dem expliziten Anspruch an, Erkenntnisse aus vergangenen Klassenauseinandersetzungen für neue Kämpfe nutzbar zu machen. Ziel war nicht so sehr, ein für Forschungszwecke relevantes Archiv zu schaffen, sondern ein Gedächtnis der sozialen und politischen Bewegungen zu bauen. Die Gruppe legte eine Datenbank an, in der sie kurze, prägnante Texte über relevante Ereignisse abspeicherte. Es blieb aber nicht bei Texten „über Kämpfe, die für eine bessere Welt stattgefunden haben, und die Menschen, die daran teilgenommen haben“, wie es in der Einleitung zu einem im Dezember erschienenen Buch zum Projekt heißt. „Wir nahmen auch Informationen über Gräueltaten auf, die von den Reichen und Mächtigen verübt wurden, um diesen Kämpfen entgegenzuwirken, sowie über solche, die manchmal im Namen des Aufbaus einer besseren Welt verübt wurden.“ Es ging und geht den WCH-MacherInnen darum, AktivistInnen zu motivieren, aus der Geschichte zu lernen, aber auch darum, dem herrschenden Blickwinkel eine Sicht von unten entgegenzuhalten: „Wir glauben, dass es wichtig ist, nicht nur den dominanten Erzählungen entgegenzuwirken, die die Geschichte des Kapitalismus und des Kolonialismus beschönigen, sondern auch aus den Fehlern (wie auch den Erfolgen) derer zu lernen, die dagegen gekämpft haben.“

Die kurzen Texte werden über soziale Medien wie Facebook und Twitter verbreitet. Dabei standen anfangs vor allem größere Jahrestage im Fokus. Mittlerweile postet die Gruppe täglich kurze Texte über kleine oder große Ereignisse aus der Geschichte der Klassenkämpfe und des Widerstands gegen Unterdrückung und Ausbeutung. Allein auf Facebook verfolgen dies etwa 360.000 Personen in aller Welt. Seit 2018 werden mittels Podcast auch Hörinhalte produziert. Fünfzig der

jeweils etwa einstündigen Folgen sind bisher veröffentlicht worden. Die thematische Bandbreite dieser ausführlichen Beiträge ist groß und reicht von der Geschichte der Bewegung gegen den Vietnamkrieg über die „Angry Brigade“ in Großbritannien bis zu Aktivitäten antifaschistischer Jugendgruppen in Nazi-Deutschland. Ende vergangenen Jahres schließlich erschien das Buch „Working Class History. Everyday Acts of Resistance & Rebellion“. Es handelt sich dabei um einen ewigen Kalender der Klassenkämpfe: für jeden Tag des Jahres findet sich in dem Band mindestens ein Eintrag von wenigen Zeilen bis zu einer halben Seite. Das Buch folgt dem ursprünglichen Konzept des Archivs und dient dazu, kleine und große Ereignisse ins Gedächtnis zu rufen. Literaturhinweise dienen nicht nur als Quellenverweis, sondern animieren auch dazu, sich ausführlicher mit einzelnen Ereignissen zu beschäftigen, die auf wenigen Zeilen natürlich nicht erschöpfend behandelt werden können.

Geschichte von unten

Der Begriff einer „Geschichte der ArbeiterInnenklasse“, der dem Projekt zugrunde liegt, ist weit gefasst und steht in der Tradition einer „Geschichtsschreibung von unten“, wie sie etwa vom US-Historiker Howard Zinn betrieben wurde. Auf der Internetseite von „Working Class History“ heißt es dazu: „Geschichte wird nicht durch die Handlungen einiger weniger reicher und mächtiger Individuen gemacht, wie jene Geschichte, die wir in der Schule lernen. Geschichte wird durch die gemeinsamen alltäglichen Handlungen von Hunderten von Millionen von uns gemacht: Frauen, Männer, Jugendliche, Farbige, MigrantInnen, In-

digene, LGBT+, Behinderte, ArbeiterInnen, ältere Menschen, Arbeitslose, Hausfrauen – die ArbeiterInnenklasse.“

Diese Vielfalt der ArbeiterInnenklasse, die sich auch in einer Vielfalt der Kämpfe widerspiegelt, spricht der bekannte Sprachwissenschaftler und Aktivist Noam Chomsky im Vorwort für das bisher nur in englischer Sprache erhältliche Buch an. Chomsky zufolge liegt der Schlüssel für den Erfolg kämpferischer Bewegungen gerade in dieser Diversität der ArbeiterInnenklasse: „Viele Kommentatoren assoziieren die Arbeiterbewegung mit überwiegend männlichen, weißen, im jeweiligen Land geborenen Arbeitern und schließen die oft ‚unbezahlte Arbeit‘, meist ‚Frauenarbeit‘ aus; aber in Wahrheit sind die ArbeiterInnen auf der ganzen Welt überwiegend People of Color, vielfältig in Bezug auf Geschlecht, Einwanderungsstatus, Sexualität und Arbeitssektor. Die Wiederauferstehung dieser Bewegung ist kein müßiger Traum.“ Vergangene Kämpfe ins Gedächtnis zu rufen, ist für Chomsky ein zentraler Faktor für eine Rekonsolidierung der ArbeiterInnenbewegung: „Wir können viel von den langen und harten Kämpfen für soziale Gerechtigkeit in vergangenen Jahren lernen, und wir können und müssen vorwärts gehen, um auf ihren Errungenschaften aufzubauen und sie zu übertreffen. Angesichts der Dringlichkeit der Krise, vor der wir stehen, haben wir keine Zeit zu verlieren.“

SIMON LOIDL

Working Class History: Everyday Acts of Resistance & Rebellion. Edited by Working Class History. Foreword by Noam Chomsky. Oakland: PM Press 2020.

Infos: <https://workingclasshistory.com>



Ingo Zechner/Georg Spitaler/Rob McFarland (Hg.): *Das Rote Wien. Schlüsseltexte der Zweiten Wiener Moderne 1919–1934*. Oldenbourg: De Gruyter 2020, 956 S., 49,95 Euro

Harald R. Stühlinger (Hg.): *Rotes Wien publiziert. Architektur in Medien und Kampagnen*. Wien: Mandelbaum Verlag 2020, 280 S., 25 Euro

Auch nach über hundert Jahren vermag es das Rote Wien immer noch, Menschen zu faszinieren. Davon zeugten die diversen Veranstaltungen und Publikationen zum hundertjährigen Jubiläum im Jahr 2019, und es ist dies kein Wunder: Einerseits haben unzählige WienerInnen ihre vergleichsweise günstige Wohnung dieser Zeit zu verdanken, andererseits verstand es die Sozialdemokratie damals ebenso wie heute, das Rote Wien als Chiffre für ein modernes und gerechtes Leben, sei es auch nur zu Wahlzeiten, hervorzukramen und wirksam in Szene zu setzen. Obschon kulminiert, erfährt die Forschungs- und Publikationstätigkeit zum Roten Wien mit dem hundertjährigen Jubiläum kein Ende, und so erschienen 2020, sozusagen als Nachzügler, zwei weitere Publikationen, die sich mit dieser Epoche auseinandersetzen.

Rob McFarland, Georg Spitaler sowie Ingo Zechner machten sich als Heraus-

geber mit einem 22-köpfigen Team daran, eine umfangreiche Sammlung von Originaltexten zu kompilieren. Der nahezu tausend Seiten umfassende Brocken, man mag in Anbetracht der Farbe des Buches fast Ziegel dazu sagen, enthält über 250 gekürzte und mit Einleitungen versehene Originaltexte der behandelten Epoche. Die Auswahl ist dabei mannigfaltig und umfasst Karl Kautsky und Otto Bauer ebenso, wie Stefan Zweig, Georg Lukács oder Adelheid Popp und Franz Werfel. Den Herausgebern und ihrem Team ist, wie bereits der Titel verrät, daran gelegen, das Rote Wien als eine zweite Wiener Moderne zu verstehen, weshalb Texte von Freud ebenso ihren Platz finden, wie etwa der Tractatus von Ludwig Wittgenstein. Das mag kühn erscheinen, bietet jedoch ein umfangreiches Epochenbild und so wird der Band zu einem spannenden Sammelsurium, welches sich sowohl mit zeitgenössischen Medien wie dem einsetzenden Rundfunk, Zeitungen und Fotografien, dem Austro- und Freudomarxismus oder Konsum- und Unterhaltungsmöglichkeiten der Zeit auseinandersetzt.

Zu bekritteln gibt es an der Auswahl tatsächlich wenig; interessierte Leser werden einen Wochen, wenn nicht Monate andauernden Spaß daran haben. Einzig drei Punkte stoßen dem Verfasser etwas sauer auf: So ist es ihm unverständlich, weshalb man sich dazu entschied, den Sport im Roten Wien dem Abschnitt „Vitalität“ zuzuordnen, anstatt der Kultur. Denkt man etwa an die Arbeiterolympiaden, so erahnt man, welchen Stellenwert Sport in der proletarischen Kultur dieser Zeit einnahm. Bedauerlich erscheint es dem Verfasser dieser Zeilen überdies, dass man zwar auf die Kritik von Rechts, also von schwarzer wie brauner Seite einging und den beiden reaktionären Gruppen eigene Kapitel widmete, die Kritik von Links jedoch unter andere Kapitel subsummierte. Freilich, betrachtet man die historischen Entwicklungen und den Untergang des Roten Wiens, so ist das noch verständlich. Hieran jedoch schließt sich gleich der letzte Kritikpunkt: Dem Amerikanismus im Roten Wien wird ein eigenes Kapitel gewidmet, der produktiven Rezeption sowjetischen Wohnbaus allerdings nicht. Auch hier hat man sich entsprechende Texte mühsam im ganzen Buch zusammenzuklauben. Doch das sind kleine und verschmerzbar Wermutstropfen in Anbetracht der enormen und wichtigen Leistung, welche mit dieser Quellensammlung erbracht wurde.

Ein Desiderat in der Forschung schließt der im Mandelbaum Verlag erschienene Band „Rotes Wien publiziert – Architektur in Medien und Kampagnen“. Tatsächlich ging der Publikation eine Ausstellung im Wiener Rathaus voran und so harrte der Verfasser geduldig der Veröffentlichung des Buches. Ein Umstand, der Freude machte, denn obschon die einzelnen Beiträge partiell tief in die Materie dringen und daher weniger an die interessierte Masse als an ForscherInnen gerichtet sein dürften, ist das Buch im Gros kurzweilig wie aufschlussreich zu lesen. Die einzelnen Kapitel widmen sich Themen wie etwa der Sozialdemokratischen Buchgestaltung, der Bewegtbildwerbung in Kinematographentheatern oder auch den zeitgenössischen Plakaten. Es tut sich also ein polychromes Bild der publizistisch-propagandistischen Tätigkeiten des Roten Wiens auf. Einzig, doch das wird bereits in der Einleitung von Harald R. Stühlinger angemerkt, der beginnende Rundfunk, also das Radio, bleibt außen vor. Besonders spannend ist der Beitrag „Erinnerungen an eine vergangene Zukunft“ von Georg Spitaler, in welchem dieser die Rezeptionsgeschichten des Roten Wiens bis weit in die Zweite Republik nachzeichnet. Also ein durch und durch gelungener Band.

CHRISTIAN KASERER

Heimo Halbrainer: *Sepp Filz. Walz, Widerstand, Wiederaufbau*. Graz: CLIO 2021, 328 S., 25 Euro

Die Zahl der Publikationen, die Heimo Halbrainer in den letzten 25 Jahren über antifaschistischen Widerstand in der Steiermark vorgelegt hat, liegt im hohen zweistelligen Bereich, darunter mehrere biografische Studien, etwa über Herbert Eichholzer, Kurt Neumann und Josef Martin Presterl. Nun hat der Grazer Historiker eine Monografie über Sepp Filz verfasst, der sowohl im Partisanenwiderstand als auch beim Wiederaufbau der KPÖ nach 1945 eine wichtige Rolle spielte. Die Publikation geht auf die an der Universität Graz vorgelegte Diplomarbeit des Autors aus dem Jahr 1993 zurück, die nun in einer überarbeiteten und erweiterten Fassung im Verlag CLIO erscheint.

Filz wurde 1906 in Donawitz geboren und begann – wie schon seit Großvater und Vater – im dortigen Hüttenwerk zu arbeiten. Bereits 1922 stieß er zum Kommunistischen Jugendverband und später zur KPÖ. Nach der Lehre ging er auf die

Wer soll für die Krise zahlen?
Der Verteilungskampf

152 Seiten

Mit Beiträgen von Vincent Czesla, Raoul Didier, Marie-Louise Ewald, Thomas Hagenhofer, Stefan Kühner, Volker Metzroth, Rainer Perschewski, Werner Zimmer-Winkelmann, Oliver Nachtwey, Hans-Jürgen Urban, Dieter Kraft, Nicole Mayer-Ahuja, Joachim Schubert, Barbara Heller, Helmut Hammerbauer, Friedrich Engels



Neue Impulse Verlag

Hoffnungstraße 18
45127 Essen
Tel. 0201 | 23 67 57
info@neue-impulse-verlag.de

Einzelheft (inkl. Porto) 12,50 €	
Jahresabo 54,00 €	
ermäßigtes Abo 38,00 €	
Jahresabo+PDF 64,00 €	
ermäß. Abo+PDF 48,00 €	

www.marxistische-blaetter.de

Walz quer durch Europa und Nordafrika. Diese Jahre zwischen 1924 und 1932 stellen den ersten Schwerpunkt der von Halbrainer verfassten Biografie dar. Nach seiner Rückkehr, am Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, wurde Filz gleich wieder politisch aktiv, u.a. als Redner bei Arbeitslosenkundgebungen. Als Februarkämpfer war er 1934 kurzzeitig in Haft und organisierte danach den Widerstand gegen die austrofaschistische Diktatur. Es war eine große Auszeichnung seiner politischen Arbeit, dass er im Sommer 1935 von der KPÖ zum 7. Weltkongress der Kommunistischen Internationale in Moskau delegiert wurde, wo der Kurswechsel zur „antifaschistischen Volksfront“ beschlossen wurde.

1938, nach dem „Anschluss“ Österreichs, war Filz den Behörden zu bekannt, um sofort wieder an exponierter Stelle aktiv zu werden. Ab 1941 baute er gemeinsam mit anderen ein Netz von Widerstandsgruppen im Bezirk Leoben auf. 1943 setzte sich Filz nach Slowenien ab, um der drohenden Verhaftung zu entgehen. Er schloss sich im April dieses Jahres als einer der ersten Österreicher einem Partisanenbataillon an und kehrte einige Monate später in die Obersteiermark zurück, um hier den Partisanenkampf zu organisieren. Im November 1943 wurde eine Landesleitung der „Österreichischen Freiheitsfront“ gebildet, der Filz angehörte. Die ÖFF-Gruppe verübte 1944 Sabotageakte und konnte im Mai 1945, in den Tagen der Befreiung Österreichs, die Zerstörung des Hüttenwerks Donawitz verhindern.

Filz übernahm nun eine führende Rolle beim demokratischen Wiederaufbau: Er leitete einen Dreierausschuss aus KPÖ, SPÖ und ÖVP, der bis Juli 1945 die zivile Verwaltung im Bezirk innehatte. Nachdem in der Steiermark die sowjetischen durch britische Besatzungstruppen abgelöst wurden, musste der Ausschuss auf deren Geheiß aufgelöst werden. 1945 wurde Filz auch Betriebsratsobmann der Alpine Donawitz, nachdem die KPÖ bei den Betriebsratswahlen die Mehrheit erungen hatte. Er hatte diese Funktion bis 1949 inne und war danach weiter als Betriebsrat aktiv. Im Verlauf der Streikbewegung im September und Oktober 1950 wurde Filz, dem ebenso wie den anderen kommunistischen Betriebsräten Sabotage vorgeworfen wurde, verhaftet, musste jedoch 13 Tage später wieder entlassen werden. Das Verfahren wurde eingestellt und die gemäßregelten Betriebsräte mussten wieder eingestellt werden. Bereits 1949 war Filz im Zuge

einer von der Gewerkschaftsführung lancierten antikommunistischen Kampagne aus dem ÖGB ausgeschlossen worden.

Wenige Monate später, im Februar 1951, wurde Filz erneut ein Opfer des Kalten Krieges und der damit verbundenen antikommunistischen Hysterie. Da er im April 1950 an der Sprengung einer VdU-Versammlung in Donawitz beteiligt gewesen war, wurde er zu sechs Monaten schweren Kerkers verurteilt. Danach wurde er de facto mit Berufsverbot belegt, weshalb er 1952 aus der Steiermark nach Niederösterreich und damit in die sowjetische Besatzungszone übersiedelte. Er wurde Betriebsrat in den Voith-Werken, einem USIA-Betrieb in St. Pölten, wo er bis zu seiner Pensionierung arbeitete. Filz blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1994 in St. Pölten wohnhaft.

Halbrainers Biografie von Sepp Filz ist nicht nur ein biografischer Beitrag zur Widerstandsforschung, insbesondere zum PartisanInnenwiderstand, sondern auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der KPÖ und auch zur österreichischen Gewerkschaftsgeschichte. Der Band ist reich bebildert und angesichts seiner prächtigen Ausstattung zu einem günstigen Preis zu erwerben. Der Grazer Clio-Verlag hat mit dieser Publikation einmal mehr unter Beweis gestellt, dass er zu den wichtigsten Verlagen über antifaschistischen Widerstand, Exil und Verfolgung gehört.

MANFRED MUGRAUER

Michael Wengraf: Die rechte Revolution. Veränderte ein Masterplan die Welt? Kassel: Mangroven Verlag 2020, 236 S., 18 Euro

2019 erschien im Mangroven Verlag Michael Wengrafs „Institutionalisierung der Vernunft“, ein knapp 500 Seiten starker Band „Zur Genese der Europäischen Universitäten“. Ein Opus, das ob seiner wissenschaftlichen Breite und Tiefe nicht nur für MarxistInnen zu einem Standardwerk werden dürfte. Nun hat Wengraf ein weiteres Buch vorgelegt, das nicht den Hauch einer Chance hat, in unseren gegenwärtigen Zeiten zu einem Standard erklärt zu werden. Denn dieses Buch ist außerordentlich ärgerlich – jedenfalls für all jene, die Wengraf mit chirurgischer Präzision und analytischer Systematik vorführt. Und das sind viele. Sehr viele. Zuvörderst die eigentlichen Protagonisten einer geopolitischen Weltveranstaltung, die sich ganz harmlos „Neoliberalismus“ nennt. Allein schon dieser Begriff ist verlogen und dient le-



Sepp Filz (1906–1994)

diglich der Maskierung eines Kapitalismus, der nie aufgehört hat, seine imperialen Ziele zu verfolgen. Zwar gab es Zeiten, in denen er weltweit mit Widerständen und realen Alternativen zu kämpfen hatte und deshalb Kompromisse eingehen musste, doch seit er den Kalten Krieg gewonnen hat, will er wieder alles auf Null stellen. Jedenfalls ist das seine Strategie, mit der er gegenwärtig unglaublich erfolgreich ist. Die geistigen Stammväter dieses so genannten „Neoliberalismus“ – der auch einfach mit Rechter Revolution übersetzt werden kann – stehen beim Kapital in hohem Ansehen. Friedrich August von Hayek und Ludwig von Mises gelten geradezu als Ikonen. Und ein Karl Popper brachte es auch zum Sir.

Während ein John Maynard Keynes einem schwächelnden und herausgeforderten Kapitalismus mehr staatliche Steuerung und ein bisschen Demokratie verordnete und die so genannte „soziale Marktwirtschaft“ diesen Keynesianismus nicht ohne Erfolg auch umsetzte, geht es heute programmatisch um dessen Abwicklung. (Der Rezensent fügt aus aktuellem Anlass hinzu: Corona und der Ruf nach dem alles richtenden Staat hebt dieses Programm nicht auf. Eher ließe sich sagen, dass ein bekennender Neoliberaler schon immer davon geträumt haben dürfte, verbriefte Grundrechte von einem Tag auf den anderen außer Kraft setzen zu können.) Die Abwicklung des Keynesianismus und also die Einäschung der „sozialen Marktwirtschaft“ ist ein Prozess, der längst im Gange ist und bereits sein eigenes Vokabular gefunden hat: Deregulierung, Privatisierung, Libe-

ralisierung, Flexibilisierung, Freihandel und „marktkonforme Demokratie“. Michael Wengraf zeigt uns in seinem Buch, wie da alle irgendwie mitmachen und es den intellektuellen Hofberichterstattern und Kathedergelehrten gleichgeschaltet gelingt, „neoliberales Denken alltäglich zu machen“. Die „Verinnerlichung einer fremden Logik durch die Unterschichten ist [...] ein tragendes Moment der neoliberalen Revolution“ (S. 19). Allein die massenhaft und pausenlos eingesetzte sprachliche Camouflage wird selbst von Linken übernommen, die nun ganz arglos von „Struktur-reformen“ reden und den „Euro-Rettungsschirm“ begrüßen und sich für „Diversität“ stark machen, statt die Systemfrage zu stellen. Schlimmer noch, für viele Linke heißt es heute nicht mehr „Sozialismus oder Barbarei“, der neue Kampfruf lautet: Zurück zum Keynesianismus. Und kein Gedanke daran, dass Keynes doch lediglich den Kapitalismus stabilisieren wollte. Kein Gedanke auch daran, dass mit der Verteufelung der Nation das „einzige Bollwerk gegen globale neoliberale Absolutheit“ zerstört wird (S. 72). Hayek wäre zufrieden, denn für ihn gehörte die „Entthronung der Politik“ zum „Kernanliegen der neoliberalen Transformation“ (S. 76). Auch mit dem Populismus wäre er völlig einverstanden, denn er dient als „Auffangbecken für Unzufriedene“ und lässt sich jederzeit „ins (neo)liberale kapitalistische System integrieren“. Außerdem: „Geht es um den ökonomischen Kern von Politik, so passt oft kein Blatt Papier zwischen Neoliberale und Populisten, beide sind Elemente des großen Ganzen der rechten Revolution.“ (S. 63f.)

Wengraf deckt in seinem Buch auf, was alles zu diesem „großen Ganzen“ gehört. Eine Synopse, bei der etwa Gorbatschows „allgemeinmenschlichen Werte“ ebenso eine Rolle spielen wie die

Studierenden-„Revolte“ von 1968, die schließlich nichts anderes gewesen ist „als eine notwendige Erneuerung des bürgerlich-kapitalistischen Systems und ein Meilenstein auf dem langen Siegesweg des Neoliberalismus“ (S. 114f.). Und natürlich gehören hierher vor allem auch die mächtigen Thinktanks wie die Mont Pèlerin Society, die Bilderberger, die Trilaterale Kommission, der *American Legislative Exchange Council* (ALEC) oder das Atlas Network, das nach eigenen Angaben „mehr als 450 Thinktanks in 95 Ländern“ vereint (S. 221). Nicht zu vergessen die zahllosen NGOs, die nicht nur von George Soros finanziert werden, der auf Regimechange spezialisiert ist. Und wer glaubt, das könne doch alles nicht wahr sein, dem versichert Warren Buffett 2006 in der *New York Times*: „Der zentrale Konflikt unserer Tage ist der Krieg Reich gegen Arm. Wir, die Klasse der Reichen, haben diesen Krieg angefangen, und wir werden ihn auch gewinnen.“

DIETER KRAFT

Thomas Metscher: Kunst. Ein geschichtlicher Entwurf. Kassel: Mangroven Verlag 2020, 248 S., 20 Euro

Thomas Metscher erzählt uns über Kunst. Das ist etwas für Interessierte, für Liebhaber – könnte man meinen. Es verhält sich aber mitnichten so. Was der Autor als marxistischer Philologe und Philosoph zu sagen hat, richtet sich an alle fortschrittlich Bewegten auf diesem Planeten. An alle jedenfalls, die die Welt erkennen und verändern wollen. Er präsentiert uns Kunst als geschichtlichen Entwurf; als einen schöpferischen Prozess in dem Wirklichkeit kontinuierlich angeeignet und dargestellt wird. Metschers Buch ist somit ein unumgänglicher Baustein, um sich als Marxist in heiklen Zeiten wie diesen zurecht zu fin-

den. Es zeigt uns die innige Gemeinsamkeit von Ideologie und Wahrheit wie die schroffen Grenzen zwischen ihnen. Es geht der Kunst, so Metscher, um nichts weniger als um die „epistemische Durchdringung praktischer Weltverhältnisse“ (S. 14). Das aber muss unbedingt leisten, wer eine andere, bessere Welt als diese möchte. Es gilt: „Die Möglichkeit im Wirklichen aufzusuchen, das Erkunden seiner Horizonte ist nach wie vor, einst und jetzt, die Aufgabe und die Leistung der großen Kunst.“ (S. 103)

Die Kunst handelt, so wird im Text expliziert, von einer ganz speziellen Art des Weltwissens: von der ästhetischen Erkenntnis. Es ist dies die Synthese von Ratio und Emotion, Gefühl und Vernunft, geschaffen von tätigen Menschen in einem kommunikativen Prozess. Das ergibt eine solide Basis für Erkenntnis. Nicht ohne Grund steht daher seit der Antike die Frage der Wahrheit thematisch im Mittelpunkt aller ästhetischen Theorien. Aber vor allem für die Gegenwart gilt: Das so Gewonnene hilft uns schließlich nicht nur zu sehen „was ist“, sondern ist auch unerlässlich für den Bau einer alternativen, besseren Gesellschaft. Metscher schlägt deshalb vor, den Marxismus künftig als aus der Trias von Wissenschaft, Philosophie (im Sinne von Theorie und Praxis, M.W.) und eben Kunst bestehend zu begreifen; eine Implikation, die vor allem erkenntnistheoretische Konsequenzen hat. Wobei es wohl unerlässlich ist, diese drei ineinander verschränkten Elemente als Totalität zu sehen. Insbesondere eine scharfe Trennung von Wissenschaft und Philosophie wäre, scheint mir, nicht unbedingt zielführend.

Metscher sieht Kunst, weit weg von verklärender Abgehobenheit, fest verankert im materiellen Lebensprozess. An zentraler Stelle firmiert dabei Mimesis, die nachahmende Darstellung von Natur und Wirklichkeit, hier bezogen auf gesellschaftliches Leben und Handeln. Mit Brecht sieht er künstlerische Tätigkeit als die „Geschicklichkeit, Nachbildungen vom Zusammenleben der Menschen zu verfertigen, welche ein gewisses Fühlen Denken und Handeln der Menschen erzeugen können, das der Anblick oder die Erfahrung der abgebildeten Wirklichkeit nicht in gleicher Stärke und Art erzeugen“. Oder wie es Georg Lukács ausdrückt: Einzig die Kunst schafft – mit Hilfe der Mimesis – ein objektiviertes Gegenbild zur wirklichen Welt, das sich selbst zu einer „Welt“ abrundet.

Mimesis figuriert hier als ein Prinzip, das nicht nur den Kunstprozess kenn-

Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz:

Medieninhaber: ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT, Verein zur Erforschung der Geschichte der Arbeiterbewegung, Drechslergasse 42, 1140 Wien

Vereinsvorstand: Mag. Alexander Dinböck, Dr. Sabine Fuchs, Dr. Winfried R. Garscha, Mag. Michael Graber, Mag. Dr. Heimo Halbrainer, Univ.-Prof. Dr. Rudolf Kropf, Mag. Robert Krotzer, Mag. Dr. Claudia Kuretsidis-Haider, Dr. Walther Leeb (Präsident), Dipl.-Ing. Friederike Lerch (Kassierin), Mag. Dr. Simon Loidl (Schriftführer), Mag. Dr. Peter März, Mag. Dr. Manfred Mugrauer (wissenschaftlicher Sekretär), Dr. Elke Renner (Vizepräsidentin), Fini Seif, Ass.-Prof. Mag. Dr. Valentin Sima.

Grundlegende Richtung: Die ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT ist eine gemeinnützige Organisation, deren Tätigkeit ausschließlich wissenschaftlichen und volksbildnerischen Zwecken dient. Ihre Aufgabe und diejenige ihres Periodikums „Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft“ ist die Erforschung der gesellschaftlichen Entwicklung in Österreich, insbesondere der Geschichte der ArbeiterInnenbewegung.

zeichnet, sondern allgemeine Voraussetzung des menschlichen Stoffwechsels mit der Natur meint. Metschers Kunsttheorie ist daher unverrückbar materialistisch basiert. Eine Orientierung, die ihn in dieser Neuauflage seines erstmals 2012 erschienen Werkes zu einer wichtigen Ergänzung veranlasste: Er widmet sie der Auseinandersetzung mit Jörg Zimmers Problemgeschichte der ästhetischen Terminologie, die er als in letzter Instanz idealistisch geprägt sieht. Der Autor will damit, wie er sagt, gegen eine Konjunktur der Re-Hegelianisierung marxistischen Denkens ankämpfen. Damit leistet Metscher einen dringlich notwendigen Beitrag in der aktuellen Marxismus-Debatte. Deutlich wird dies auch durch den Kernpunkt der Kritik an Zimmer: Er reduziere Philosophie auf die Arbeit am Begriff und opfere dadurch den von Marx kreierten sinnlich-gegenständlichen Wirklichkeitsbezug.

Für Thomas Metscher ist Kunst und Ästhetik weit weg davon, auf eine abstrakte Fortentwicklung des Begriffs fokussiert zu sein. Kunst ist für ihn „eine gegenständliche Tätigkeit im Sinn der Feuerbach-Thesen, damit eine Form sui generis der sinnlich-menschlichen Praxis in produktiver wie konsumptiver Hinsicht; in einer Gestalt, die Wirklichkeit aufzunehmen und anschaulich zu reflektieren vermag“. (S. 118) Sie wurzelt daher in den materiellen Lebensverhältnissen und nicht „in den allgemeinen Entwicklungen des menschlichen Geistes“. (S. 119) Kunst wird hier im Rahmen der „Bildungsgeschichte produktiver Organe des Gesellschaftsmenschen“, also vor allem instrumental, begriffen. Sie fungiert als Moment im (Re-)Produktionsprozess des Menschen, eingebettet in die Verhältnisse von Herrschaft und Eigentum. Kunst muss daher unweigerlich im humanen Kontinuum von Unterdrückung und Befreiung verortet werden.

Geprägt ist die materielle Welt aber durch dialektische Verfasstheit, was auch auf die Kunst als ihrem adäquaten Ausdruck zutrifft. Metscher folgt in dieser Hinsicht Hegel. Er versteht sie als „die im Sinnlichen und Wirklichen realisierte Idee“. Demnach ist die Kunst Wirklichkeit der Form und der in ihr sich artikulierenden, vom Menschen geschaffenen Welt. Damit aber wird die Dialektik von Form und Inhalt als konstitutive Seinsbestimmung von Kunst gesetzt. Formales Machen bleibt also im Kunstprozess stets auf den zu gestaltenden Gegenstand verwiesen – und umgekehrt selbstverständlich!

Mit Goethe arbeitet Metscher schließlich positiv das für MarxistInnen tatsächlich Relevante an emanzipatorischer Kunst heraus: Die „Wirklichkeit in Bezug auf den Menschen“ darzustellen. Und: Das „Handeln zwischen Menschen“ als soziales „vom Ethos bestimmtes“ Geschehen in der ihm „eigens zukommenden Möglichkeit gut, schlecht oder durchschnittlich zu sein“ vorzuführen. Nicht das einzelne Werk, sondern Kunst als kommunikativer Prozess steht im Mittelpunkt der Analyse. Dabei geht es vor allem darum, „das, was als Wahrscheinliches oder Notwendiges möglich ist“ herauszuarbeiten. (S. 30f.) Gegenstand der Kunst ist demnach die Dialektik von objektiv und subjektiv, von strukturellem Rahmen und der Freiheit menschlichen Handelns. Darin besteht in erster Linie die eigenständige Erkenntnisleistung des künstlerischen Prozesses, hierzu wird das Instrument Kunst unhintergebar benötigt.

Das bedeutet aber auch, dass gnoseologische Verfahren, die auf dieses Werkzeug verzichten, unvollständig bleiben. Denn: Die Künste treten „im vollem Umfang auch als Weisen des Weltentdeckens, der epistemischen Erschließung von Wirklichkeit an die Seite der Wissenschaften. Es gibt keinen Bereich menschlicher substantieller Welterfahrung, der nicht auch thematisch in den Umkreis der künstlerischen Aneignung träte.“ (S. 98) Metscher demonstriert das unter anderem auch am Beispiel von Peter Weiss. Der hat in seinem großen Roman „Die Ästhetik des Widerstands“ eine Epoche mit einem philosophischen Tiefgang gezeichnet, der einer nüchternwissenschaftlichen Historiographie wohl nicht möglich gewesen wäre. Hier sind also Philosophie und Kunst in einer Art verwoben, die Wissenschaft an gehaltvoller Präzision übertrifft. Will heißen: Die subjektive Seite der Wahrheit stellt im Medium Kunst die objektive in ihren Schatten – ohne zu übersehen, dass beide Seiten letztlich, ineinander verschränkt, die Totalität von Wahrheit ergeben.

MICHAEL WENGRAF

Gerhard Oberkofler: Arnold Reisberg. Jüdischer Revolutionär aus dem Königreich Galizien. Eingeleitet von Hermann Klenner. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2020, 184 S., 19,90 Euro

Es ist schwierig, ein Buch zu rezensieren, das zu schreiben man selbst nie geschafft hat – nicht zuletzt, weil der Gegenstand des Buches Teil der eigenen

Biografie ist. Der „Gegenstand“ des zu rezensierenden Buches ist der kommunistische Historiker Arnold Reisberg (1904–1980), der mich in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in unzähligen Gesprächen teilhaben ließ an seinem Wissen, an seinen persönlichen Erfahrungen und den Einschätzungen von Problemen der kommunistischen Bewegung, die er daraus schlussfolgerte, und nicht zuletzt an seiner intensiven Beschäftigung mit Leben und Werk Lenins.

Der Autor, Gerhard Oberkofler, hat eine auf zahlreichen Archivquellen beruhende Biografie vorgelegt, die auf einfühlsame Weise die frühen Erfahrungen des erstgeborenen Sohnes einer jüdischen Familie beschreibt – zunächst im ostgalizischen Boryslaw (dem Zentrum der Erdölproduktion der Habsburger-Monarchie), ab Kriegsbeginn 1914 dann als einer von Zehntausenden jüdischen Flüchtlingen in Wien, der maturiert, in einer jüdischen Fußballmannschaft spielt, Geschichte studiert und 1928 an der Universität Wien zum Doktor der Philosophie promoviert wird. In unterschiedlicher Dichte geht Oberkofler sodann auf die einzelnen Stationen von Reisbergs Lebensweg ein: als Agitator und Organisator der jungen KPÖ, seit 1932 im Verein *Marxistische Arbeiterschule* (MASCH), 1934 als Chronist der Februarkämpfe, als Exilant zunächst in der ČSR, ab Dezember 1934 in der Sowjetunion, wo er als Leiter des österreichischen Sektors der Kommunistischen Internationale, der Lenin-Schule, wirkte. Oberkofler stellt die ideologischen und persönlichen Konflikte an der Lenin-Schule dar und behandelt dabei auch die eher unrühmliche Haltung der österreichischen Parteileitung. Wohl dem Mangel an Quellen geschuldet, dass er nur kurz auf Reisbergs Verhaftung im April 1937, seine Verurteilung zu Lagerhaft im fernen Osten, die daran ab 1946 anschließende Verbannung in die Strafsiedlung Tassejowo in der sibirischen Region Krasnojarsk sowie die Wartezeit bis zur Ausreise von 1955 bis 1959 im Ort Mossalsk (190 km südwestlich von Moskau) eingeht.

Ausführlich behandelt er hingegen Reisbergs Wirken in der DDR. Er belegt mit mehreren Dokumenten das Unverständnis, mit dem Reisberg im Zuge der Begutachtung seiner Manuskripte konfrontiert war – insbesondere, weil sein Verständnis wissenschaftlichen Arbeitens die Darstellung auch „gegnerischer“ Positionen einschloss – und wem er es jeweils zu verdanken hatte, dass seine

Forschungsarbeiten schließlich doch publiziert wurden. Dies galt ganz besonders für sein Hauptwerk, das 1977 als zweibändige Ausgabe mit mehr als 1.100 Seiten im Leipziger Reclam-Verlag erschien: „Wladimir Iljitsch Lenin – Dokumente seines Lebens 1870–1924“.

Oberkoflers Biografie enthält mehrere kürzere, aber auch längere Originaltexte Reisbergs, u.a. zur Einschätzung der Februarkämpfe 1934, über Alfred Klahrs theoretische Arbeiten zur Herausbildung der österreichischen Nation, eine Kurzbiografie des langjährigen KPÖ-Vorsitzenden Johann Koplenig sowie mehrere Auszüge aus Arbeiten Reisbergs über Lenin. Durch diese Texteschübe werden Reisbergs individueller Stil und seine Argumentationsweise nachvollziehbar gemacht. Die mit großer Empathie verfassten biografischen Skizzen von Klahr und Koplenig wurden offenbar absichtsvoll in das Buch aufgenommen, um zu verdeutlichen, dass für Reisberg die Rolle der beiden bei seinem Ausschluss aus der Lenin-Schule kein Grund war, ihre überragenden historischen Verdienste um die kommunistische Bewegung nicht anzuerkennen.

Etwas erschwert wird die Lektüre des Buches durch eine für Oberkoflers Arbeiten charakteristische Eigenheit: die durchgehende Hinzufügung der Lebensdaten in Klammern zu sämtlichen im Text erwähnten Personen. Auch das mitunter recht ausgiebige Austeilen von Zensuren für verschiedene Personen gehört nun einmal zu Oberkoflers Schreibstil und soll daher nicht im Detail thematisiert werden.

Widersprechen möchte ich aber Oberkoflers Einschätzung, das Leben von Reisberg spiegle „eine unerhörte Glaubenskraft“ wider; Reisberg sei „in finsternen Zeiten Zeuge und Märtyrer seiner kommunistischen Überzeugung“ gewesen (S. 11). Auch wenn sich der Märtyrer vom griechischen Wort für „Zeuge“ (martyr) ableitet, so ist er doch mehr als ein Bekenner, nämlich ein „Blutzeuge“, d.h. jemand der für seinen Glauben von denen, die diesen Glauben bekämpfen, zu Tode gebracht wurde. Reisberg ist aber nicht von seinen politischen Gegnern umgebracht worden, sondern von seinen eigenen Genossen verraten und eingesperrt worden – und er hat die stalinistischen „Besserungsarbeitslager“ überlebt.

Diese Tatsache hat ihn zeit seines Lebens zutiefst verstört. Auf meine Frage, warum er keine Autobiografie schreibe, schnauzte er mich an: „Gegen wen? Gegen Stalin!? Oder gegen Genia Lande,

deren Denunziation das erste Blatt meines NKWD-Akts ist? Ich würde, stand dort, ihren Aufstieg in der Lenin-Schule behindern, weil ich Angst hätte, sie könne meine trotzkistische Fraktionstätigkeit im KJV im 2. Bezirk aufdecken. Soll ich ihr das vorwerfen? Sie hat selbst ihren Mann (Franz Quittner) durch so eine Denunziation verloren!“

Wo keine Quellen zur Verfügung stehen, versucht Oberkofler oft, durch Zitate von Zeitgenossen, Reisbergs mögliche Motive und Überlegungen nachvollziehbar zu machen. Für die Jahre, die Arnold Reisberg in den Goldminen des Fernost-Lagerkomplexes „Dalstroj“ Zwangsarbeit leisten musste, hätte er Warlam Schalamows 2013 auf Deutsch erschienenen „Erzählungen aus Kolyma“ heranziehen können. Bei zahlreichen Schilderungen Schalamows „hörte“ ich gewissermaßen Arnold Reisbergs Stimme, der mir ganz Ähnliches berichtet hatte. Und für die Optionen, die Rückkehrern aus den sowjetischen Lagern in der DDR offenstanden, hätte der Autor Informationen aus Wolfgang Ruges Memoiren „Gelobtes Land“ (2011) beziehen können. Arnold Reisberg wählte von diesen Optionen damals die Mitarbeit an der ab 1961 erscheinenden vierzigbändigen deutschen Ausgabe der Lenin-Werke. Bis an sein Lebensende war Reisberg stolz darauf, dass er sich mit seiner Forderung durchgesetzt hatte, in Lenins Aufsatz „Drei Quellen und drei Bestandteile des Marxismus“ den zentralen Satz zu übersetzen: „Die Lehre von Marx ist allmächtig, weil sie wahr ist.“ Manche in der Redaktion bestanden auf „richtig“ statt „wahr“. Besonders gern zitierte Reisberg eine Aussage des brasilianischen Erzbischofs und Theoretikers der „Theologie der Befreiung“, Dom Hélder Câmara, dass er, da er des Russischen nicht mächtig sei, Lenin am liebsten in deutscher Übersetzung lese. Als Qualitätsmerkmal der DDR-Ausgabe galt Übersetzung Reisberg mitgewirkt hatte.

Trotz dieser persönlichen Vorbehalte sei betont, dass Oberkoflers Reisberg-Biografie einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der KPÖ, zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen linker jüdischer Intellektueller der Zwischenkriegszeit, zum österreichischen kommunistischen Exil in der Sowjetunion, einschließlich der stalinistischen Verfolgungen, und nicht zuletzt zur Wissenschaftsgeschichte der DDR und dem Anteil österreichischer KommunistInnen daran darstellt.

WINFRIED R. GARSCHA

Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer

MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Peter Karl Fleissner, Sabine Fuchs, Winfried R. Garscha, Michael Graber, Heimo Halbrainer, Alexander Hartl, Jakob Holzer, Christian Kaserer, Dieter Kraft, Simon Loidl, Manfred Mugrauer, Rudolf Müller, Helmut Rzy, Michael Wengraf

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43-1) 982 10 86

E-Mail: klahr.gesellschaft@aon.at

www.klahrgesellschaft.at

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

AKG-Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930

In eigener Sache

Die Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft werden vier Mal jährlich neben den Mitgliedern unserer Gesellschaft auch an zahlreiche Institutionen und Vereine, sowie an Personen im In- und Ausland, die an den unseren Aktivitäten und Publikationen interessiert sind, gesendet.

Aufgrund des größeren Seitenumfanges und der höheren Posttarife sind die Kosten in den letzten Jahren stark gestiegen. Angesichts der insgesamt schwierigen finanziellen Situation bitten wir all jene, die an einem Weiterbezug der Mitteilungen interessiert sind und nicht Mitglied sind, ein Jahresabonnement zum Preis von 6,- Euro bzw. ein Förderabo in einer selbst zu bestimmenden Höhe zu lösen. Sollten Sie Mitglied der AKG werden wollen, so beträgt der Jahresbeitrag 20,- Euro.